# Glauben und Wissen

1908. VI. Jahrgang  Heft 10, Oktober




## Habt acht auf die Sterne!

Wir hatten Ostern gefeiert. —

Noch klang mir im Herzen wieder der Gruß des Auferstandenen, mit dem er am Abend in den Kreis der furchtsamen Jünger trat: Friede sei mit euch! — Und ich sah die Wandlung in ihren Gesichtern: Aus Schrecken und Furcht zu sprachlosem Erstaunen und aus dem Erstaunen zu heller jubelnder Freude: Da wurden sie froh, als sie den Herrn sahen. —

Einer, der freilich damals nicht dabei war, aber der ihn doch auch gesehen hat, gibt treffend den Gefühlen Ausdruck, die dies Erlebnis in den Beteiligten wachrief, wenn er sagt: Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben ..... und ein anderer nennt ihn den Morgenstern, vor dem die Nacht flieht, und der den Anbruch eines neuen Tages herbeiführt. — — — —

Ich fragte mich: Sind nicht heutzutage solche Gefühle etwas Seltenes geworden? —

Gewiß, man sehnt sich vielleicht mehr denn je nach dem Anbruch eines neuen Tages, nach einem hellen Schein für das suchende Menschenherz, nach etwas, was sein Wünschen und Begehren stillt, was es — froh macht.

Warum dennoch soviel Enttäuschung? — Warum gibt es auch unter Christen so wenig wirklich frohe Menschen? —

Darum, weil nur wenige sich dessen bewußt sind, daß diese Frage zuletzt doch immer wieder zusammenfällt mit der anderen: Wie kommt der Mensch zum Glauben an den lebendigen Christus? —

Daß das einfache Fürwahrhalten der Ostergeschichte, wie sie uns überliefert

ist, dazu nicht ausreicht, sagt ja nur zu oft die Erfahrung. Wie viele, die diesen „Glauben" haben, gehen doch damit in Nacht und Unfriede dahin! —

Der Glaube an den lebendigen Christus ist ja auch etwas ganz anderes; er hat im Grunde sehr wenig mit jenem zu tun. — Er ist die persönliche Erfahrung der befreienden Gegenwart Jesu, der das ganze Leben erneuernden und frohmachenden Kraft, die von ihm ausgeht, sobald er ein Menschenherz anstrahlt mit seiner Herrlichkeit. —

Wie komme ich zu diesem Glauben? — Das ist die Frage. —

Gibt es eine allgemeingültige Antwort darauf?

Nein. — Schon damals sind die, die den Auferstandenen sahen, auf sehr verschiedene Weise dazu gekommen. Aber, wer sie auch waren, eins ist gewiß, es waren alle aufrichtig suchende Menschen, solche, von denen er einst in Galiläa sagte: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen — auch jener, den er vor den Toren von Damaskus erst in den Staub der Straße niederwerfen mußte. —

War er nicht ein Gottsucher mit seinem ganzen Herzen, auch wenn er den Gekreuzigten verfolgte? — —

Es ist auch heute in der Regel nicht anders. —

Aber wenn es denn auch keine allgemeingültige Antwort auf jene Frage gibt, vielleicht kann uns doch jemand einen guten Rat geben, wie man am sichersten zum Ziel kommt. —

Wir wollen nicht lange Umschau halten. Wir könnten sonst zu viel hören. — Wir wollen uns an Einen wenden, der sicher vertrauter ist. Er ist zwar schon lange tot. Das schadet nichts, denn er hat einmal ein paar Briefe geschrieben, die besitzen wir noch. — In einem derselben streift er diese Frage und gibt dabei folgenden Rat:

> Wir haben desto fester das prophetische Wort, und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche, und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen. —

Das ist ein Gleichnis. — Damals liebte man es, in Gleichnissen zu reden. —

Es ist ein feines und tiefes Gleichnis. —

Soll ich versuchen, es zu deuten?

Aber wir müssen dabei zwischen den Zeilen lesen .....

Es war Nacht. —

Zwei Wanderer waren auf dem Weg nach ein und demselben Ziel. — Das war fern und wohl erst am Tage zu erreichen. —

Die Gegend, durch die sie mußten, war als gefährlich berüchtigt. Ein meilenweiter Busch sollte da sein mit wildem dornigem Gestrüpp, und ein großes unheimliches Moor, von dichtem Ried und blühenden Sumpfpflanzen überwuchert. —

Man sagte, manch einer, des Weges unkundig, sei da hineingeraten und nie wieder gesehen worden, denn das Moorwasser sei tief, unergründlich tief, und es zöge sein Opfer langsam bis auf den Grund. — Andere hätten sich in dem Busch verirrt. Die Dornen hätten sie nicht mehr herausgelassen, bis sie elend verhungert seien. —

So wurde den Wanderern gesagt, und man warnte sie. —

Aber sie glaubten es nicht und lachten darüber. —

Es war Nacht. — Aber es war nicht eigentlich so dunkel, denn die Sterne standen am Himmel hell und strahlend in ihrem ewigen Glanz.

Man riet ihnen: Habt acht auf die Sterne! Sie geben Licht genug und können euch am besten den Weg zeigen. —

Aber sie trauten dem nicht. Sie ließen die Sterne Sterne sein und nahmen jeder seine Laterne mit. — Die wird uns besser leuchten, meinten sie. —

So gingen sie hinaus in die Nacht. —

Wußten sie denn nicht, daß das Licht einer Laterne auf nächtlichem Weg nur einen verschwindend kleinen Teil von Helligkeit um sich verbreitet? Daß es wohl ermöglicht, die allernächste Umgebung zu erkennen, daß aber, was darüber hinaus liegt, nur um so dunkler erscheint? — Daß es fast unmöglich ist, beim Schein einer Laterne die Richtung eines Weges über ein paar Schritt hinaus zu erkennen? — Schon mancher ist auf diese Weise mit seiner Laterne sicherer vom rechten Weg abgekommen als ohne sie. —

Das mußten auch die beiden erfahren. —

Nicht lang und sie wußten nicht mehr, wo sie waren. Es waren soviel Wege da, aber nur einer konnte der rechte sein. — Sie hatten ihn wohl verloren. —

Was nun? —

Da sahen sie nicht fern ein Licht. Das tanzte hin und her. — — Da müssen Menschen sein. —

Der Jüngere faßt seine Laterne und will in der Richtung weiter gehen. —

Der Ältere warnt ihn: Paß auf! Das ist ein Irrlicht! — Aber er läßt sich nicht halten. —

Bald ist er den Blicken des andern entschwunden. — —

Der sieht noch eine Zeit lang die wandernde Laterne, bald hier, bald da. — Dann ist auf einmal ihr Licht erloschen. —

Er lauscht in die Nacht. — — —

Da, ein gellender Schrei — — Noch einer — — Er geht ihm durch Mark und Bein. —

Dann ist es still, unheimlich still, wie auf einem Leichenfeld. — —

Der andere steht da, keines Schrittes mächtig. — Ein einziger Gedanke lähmt sein Hirn: Das Moor! — Zu spät! — — —

Und es war Nacht, und graue Nebel krochen wie Gespenster herüber von da, wo eine Menschenseele den letzten Schrei getan. — —

Was sollte er tun? — Er tat, was seine Pflicht war. Er suchte und suchte — eine Zeitlang — umsonst. Keine Spur in dem weichen Grund. —

Warum hatte er auch nicht hören wollen und keinen Verstand annehmen! —

Also allein weiter. —

Vorsichtig mit seiner Laterne leuchtend sucht er den rechten Weg. — — Da, rechts und links Büsche, dichtes Gestrüpp. — Je weiter er mit seinem Licht vordringt, desto verwirrter wird er. — Bald sieht er keinen Weg mehr. —

Er geht zurück und wieder vor. —

Überall Dornen — die greifen mit tausend Krallen nach ihm. —

Endlich gibt er's auf. — Verzweifelt steht er still und schaut wie hilfesuchend nach oben. —

Sieh, da standen hoch über der Nacht die ewigen Sterne und funkelten still hernieder — so wie sie es schon vor Jahrtausenden getan. —

Ich Tor! Vielleicht hatten sie doch recht, die uns rieten: Habt acht auf die Sterne! Sie können euch am besten den Weg weisen. — Und er denkt daran, wie er einst auch in der Schule die Sternbilder gelernt und wie man ihm sagte, daß oft auch die Schiffer auf dem Meer danach den Kurs ihres Schiffes bestimmten. — Schnell entschlossen löscht er das Licht seiner Laterne. —

Nun war es wohl erst dunkle Nacht um ihn, denn das Auge mußte sich erst an das Licht der Sterne gewöhnen.

Aber allmählich wird es heller. — Er vermag weiter hinauszusehen. — Jetzt sieht er erst, wie weit er die Richtung verloren, denn dort, wo die helle Linie sich den Hügel hinaufzieht, das muß der Weg sein. —

Vorsichtig arbeitet er sich aus dem Gestrüpp heraus, bis er wieder auf freiem Feld ist. — Nun hat er den Pfad gefunden. — Mit frischem Mut schreitet er aus. — Der Weg ist wohl lang, Stunde um Stunde. — Er strauchelt auch wohl manchesmal. Aber es geht doch vorwärts. Schon das Bewußtsein, auf dem rechten Weg zu sein, erfüllt ihn mit Kraft und Freude.

Er hat nur noch einen Wunsch, daß es bald Tag werden möchte. —

Und sieh, nicht lang, da wird im Osten über der Ebene ein fahler Streif sichtbar, und mitten drin leuchtet ein Stern auf, größer, heller als all die anderen, wie strahlendes reines Silber — so ruhig, so still, so friedeatmend — der Morgenstern, der Herold des Tages. — —

Da durchzieht eine tiefe heilige Freude des Wanderers Herz. — Noch einmal schaut er hinauf zu den Sternen der Nacht, die einer nach dem andern erbleichen: Ich danke euch, daß ihr mir den Weg gewiesen! —

Dann geht er dem Morgenstern entgegen und mit ihm der Sonne. Und es ist ihm, als sähe er schon in der Ferne weiße Häuser blinken — sein Ziel. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Versteht ihr diese Geschichte? —

Das war's, was ich im Gleichnis zwischen den Zeilen las, als ich sinnend darüber saß. —

Wir sind ja alle Wanderer, so lange das Erdenleben dauert. Und wir haben ein und dasselbe Ziel. Das liegt wohl fern hinaus — da, wo die Grenzen des Lebens sind. — —

Es ist ein gefährliches Land, durch welches wir wandern, ein Land, wo viel Irrwege einander kreuzen und es schwer ist, den rechten zu finden, um so schwerer, so lang es noch Nacht ist in unserer Seele und darum auch rund um uns. — Und es ist Nacht für einen Menschen, der nach der Ewigkeit wandert, so lange Jesus nicht seiner Seele aufgegangen ist als der Morgenstern eines neuen Lebens. —

Hat man uns nicht genug erzählt von den Gefahren dieses Landes? — Hat

man uns nicht gewarnt, als wir auszogen in leichtem Mut und jugendlichem Selbstvertrauen? — Sagten sie uns nicht mehr als einmal — sie, die schon Erfahrung auf dem Wege gesammelt — Habt acht auf die Sterne! Die können euch am besten die Richtung zeigen? —

Wir kannten sie wohl, die ewigen Sterne, die über dem Menschenleben stehen. Wir hatten sie schon in der Schule kennen gelernt. Jede Verheißung in Gottes Wort, jede Ermahnung, jeder Befehl aus seinem Mund war wie ein Stern, den er uns strahlen ließ in einem dunklen Ort. — Einige schienen uns fern, andere so nah, und die leuchtendsten waren wohl die, die einst über Galiläa aufgegangen waren, als die Stimme auf dem Berge und am See ertönte. — Wahrhaftig, ein ganzer Himmel voll Sterne, einer heller als der andere. —

Und man sagte uns: Die Sterne stehen fest, um so fester, seit der Nazarener, den sie auf Golgatha kreuzigten, wieder lebend den Seinen erschienen war. — Alles andere Licht ist veränderlich, ist klein von Kraft und kurz von Dauer. — Nur die Sterne sind fest und unwandelbar. Darum: Habt acht auf die Sterne! —

Aber die meisten glauben es heut nicht mehr. Sie lachen über die Kinderweisheit der Alten. — Sie meinen es besser zu wissen und vertrauen lieber auf ihr eigenes Licht: Menschensinn und Menschenverstand — Naturtrieb nennen sie jenes, Intellekt das andere. — Das ist die kleine Laterne, die ihnen den Weg weisen soll, den Weg — wirklich, es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre — den Weg zum Frohwerden, zu dem, was allein den Namen „Leben" verdient. —

Ihr Toren, seht ihr denn nicht, ein wie unstätes, trügerisches Licht das ist, darum, weil es nur dahin scheint, wohin ihr selber es tragt? — Merkt ihr denn nicht, daß es nur einen kleinen Schein um euch wirft, der euch wohl das Nächstliegende erkennen läßt, aber das, was darüber hinausliegt — den Weg zum vollkommenen Glück — nur um so mehr verdunkelt? —

Ihr, deren Parole das Modewort von heute ist: Der Mensch muß sich ausleben! — Seht ihr nicht, wohin die Leute in falschem Verständnis dieses Wortes kommen? Wie sie meinen, um wahrhaft glücklich zu sein, müsse man jeden Trieb, den die Natur in uns gelegt, zur vollen Entfaltung und Befriedigung kommen lassen, einerlei, ob damit der ganze bisherige Sittlichkeitsbegriff über den Haufen geworfen wird? — Seht ihr nicht, wie sie darum jedem Irrlicht folgen, das über faulendem Wasser tanzt? — Habt ihr nicht oft genug den Schrei einer verlorenen Menschenseele gehört, die sich von dieser Moral leiten ließ zum „wahren Glück" und — in den Sumpf geriet? — —

Ich bitte euch, die ihr auf demselben Weg seid, löscht euer Licht, ehe es zu spät ist! — Es geht damit nicht! — Es ist der reine Wahnsinn! —

Einen von jenen zwölf Galiläern hat es wirklich zum Wahnsinn gebracht, vielleicht um so mehr, weil er dem rechten Weg so nahe gewesen war. — Auch er wollte sich ausleben, entfalten gemäß seinen niederen Trieben nach Macht und Reichtum. — Zu spät erkannte er, daß ihn das blind gemacht gegen den Weg, der ihn zum wahren Glück führen konnte. — Der Verzweiflungsschrei der verlorenen

Judasseele klingt warnend durch die Jahrhunderte, aber nur wenige haben ein Ohr dafür. —

Und ihr, die ihr meint, es gäbe kein besseres Licht im Dunkel dieses Lebens als Intellekt, Verstand — ihr habt ja recht, solange wissenschaftliche Erkenntnis das Ziel ist, das einer verfolgt. — Aber wenn es sich darum handelt, das Leben zu gewinnen, das auf die tiefsten und brennendsten Fragen der Menschenseele eine befriedigende Antwort gibt, das wahrhaft froh macht auch im Blick auf die Ewigkeit, der wir entgegen gehen — dann möchte ich mich doch nicht auf dies Licht verlassen, selbst wenn es mit elektrischer Helligkeit brennt. — Oder hat es je den Frieden gebracht, von dem einer sagte, daß er höher sei als alle Vernunft? Hat es je zu dem geleitet, der der Spender dieses Lebens ist? —

Aber das hat es nur zu oft getan: — es hat das Auge blind gemacht, daß es den rechten Weg nicht fand, und die Seele ist am Ende über allem Suchen in die Dornen geraten und — elend verhungert. —

Fast wäre es einem anderen der Zwölf, dem Thomas, ebenso ergangen, wenn sein Meister ihm nicht selbst zu Hilfe gekommen wäre. — Aber in der Regel gilt doch die Weisung, die er damals gab: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.

Das ist der Weg, auf dem wir dem lebendigen Christus begegnen. —

Glauben? — Wem denn? —

Den Sternen. —

Spare dein eigenes Licht für die Zwecke, für die es da ist! Hier hilft es nichts. Hier macht es die Fernsicht nur dunkler.

Es bleibt nur das Eine: Hab acht auf die Sterne! Halte dich allein an die ewigen unveränderlichen Verheißungen und Befehle Gottes, die seit Jahrtausenden zu uns herniederstrahlen, und an Wort und Willen dessen, der einst über Palästinas Fluren wandelte, Leben spendend.

Laß dich leiten von ihnen. Folge ihnen schlicht und gehorsam im täglichen Leben. —

Freilich, der Mensch muß sich erst an ihr Licht gewöhnen. — Es wird ihm zunächst scheinen, als sähe er nichts. — Es wird ein vorsichtiges Wandern sein, und manchesmal wird er noch straucheln, aber es ist doch ein Wandern auf rechtem Weg, den Sternen nach — und das ist Glauben in dem Sinn, wie er Thomas riet.

Solcher Glaube führt sicher zum Ziel, zu dem anderen höheren, der in der Erfahrung der lebendigen Gegenwart Jesu wurzelt. — Ich denke, er hat es selbst gesagt: Wer meine Gebote hat und hält sie, der ist's, der mich liebt . . . . und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren. — —

Es ist ein Rat, der versucht sein will. Aber wer es wagt mit Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit, mit einem ehrlichen reinen Herzen, der wird die Erfahrung machen: Es wird je länger je lichter um ihn. Sein Auge gewöhnt sich an Fernsichten, die ihm bisher verschlossen waren.

Und dann wird einmal die Stunde kommen, wo es auch ihm von Osten her dämmert und hehr und still der Morgenstern aufgeht in seiner Seele und sie durch-

strahlt mit seinem wunderbaren Licht — der lebendige Christus und mit ihm der Anbruch eines neuen Lebens — des wahren Menschenlebens, wie er es gelebt. —

Wer das erfahren hat, der weiß, was es heißt: Da wurden sie froh, als sie den Herrn sahen. —

In seinem Licht geht er dem kommenden Tag entgegen, freudig und stark. —

T. Nitschmann.

Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer auf dem tiefsten Grunde unserer Seele.

Jean Paul.

# Willensfreiheit.

Schopenhauer nennt die Frage nach der Willensfreiheit den Probierstein, an welchem man die oberflächlichen Geister von den tiefdenkenden unterscheiden könne. Schopenhauer leugnet die Willensfreiheit, zugleich peinigte er sich nicht mit der Annahme, daß er selber zu den „oberflächlichen Geistern" gehöre, im Gegenteil. Somit sind ihm die Verteidiger der Willensfreiheit die Dummen. Das ist eine schlechte Aussicht für uns, die wir nachfolgend den freien Willen behaupten und begründen wollen. Aber wagen wir es drum.

Ein ganz anderer Mann war Jung-Stilling. Kürzlich las ich seine herrliche Lebensgeschichte im Familienkreise vor. Alle waren ergriffen von solcher lauteren Frömmigkeit, von solchen geradezu erstaunlichen Gebetserhörungen, wie sie Stilling erlebt hat. Aber merkwürdig, er erzählt auch, daß er viele Jahre lang am freien Willen gezweifelt habe, auch in den Zeiten, wo Gott ihm aufs wunderbarste seine Gebete erhörte. „Stilling war — so lesen wir in seiner Selbstbiographie — durch die Leibniz-Wolf'sche Philosophie in die schwere Gefangenschaft des Determinismus geraten; über zwanzig Jahre lang hatte er mit Gebet gegen diesen Riesen gekämpft, ohne ihn bezwingen zu können. Er hatte zwar immer gebetet, aber der Riese hatte ihm immer ins Ohr geflüstert: Dein Beten hilft nicht, denn was Gott in seinem Ratschluß beschlossen hat, das geschieht, du magst beten oder nicht. Dem ungeachtet betete Stilling immer fort, aber ohne Licht und Trost; selbst seine Gebetserhörungen trösteten ihn nicht, denn der Riese sagte, es sei bloßer Zufall."

Schopenhauer und Stilling — ein Ungläubiger und ein Gläubiger, und doch beide Deterministen oder Willensleugner! Wir sehen, nicht ohne weiteres fällt Willensbejahung mit dem christlichen Glauben zusammen. Auch für den Glaubenden kann das Problem schwierig sein: bin ich frei oder unfrei? Stillings Anfechtung mag uns sonderbar scheinen, aber sie wird erklärlicher aus seinem mehr reformierten, prädestinatianischen Gottesbegriff. Nun begegnet man auch heute der Formel: der Christ soll beten, aber nicht auf besondere Gebetserhörungen hoffen, denn Gott weiß schon alles, er erhört zwar Gebete, aber doch nur, weil er sie schon vorher in seinen Plan hineinverwebt hat. Man meint auf diese Weise der Allwissenheit, genauer dem Vorauswissen Gottes besser gerecht zu werden. Allein kann man dann noch von

menschlicher Willensfreiheit und von wahrem Gebet reden? Nein! Der höchste Akt der Willensfreiheit ist eben das Bittgebet. Hat Schopenhauer Recht mit der Willensbeugung, dann hat Beten keinen Sinn mehr. So hängt die Frage um die Willensfreiheit mit unserem Christentum zusammen. Darum muß uns diese Frage noch ganz anders beschäftigen als die Philosophen schlechthin.

In der Novembernummer von „Gl. u. W." 1907 hat O. Siebert die genannte Frage berührt (S. 372), aber nur nebenbei. Eine etwas weitere Ausführung der Sache dürfte angebracht sein. Ich nehme den Ausgangspunkt von dem dort zu lesenden Satze: „So finden wir den Menschen in einem eigentümlichen Gewebe von Freiheit und Notwendigkeit." Dem ist zuzustimmen, und damit wäre kurzerhand der alte Streiterzeuger beseitigt, nämlich der schroffe Gegensatz von Freiheitsleugnung (Determinismus) und Freiheitsbejahung (Indeterminismus). Es ist eine Mittellinie gefunden, und auf dieser befinden sich heute wohl alle Kundigen. Man streitet nicht mehr über unsere Frage in der Weise des Mittelalters. Damals band jeder der beiden Gegner den andern als Ganzes vor seine Kanone und schoß ihn in die Luft. Damals stritt man um den berühmten Esel Buridans. Dieser philosophische Esel sollte bekanntlich als zwischen zwei gleiche Bündel Heu gestellt gedacht werden, und da er nun, zwischen zwei gleichen Anziehungskräften, sich weder zur Rechten noch zur Linken wenden konnte, mußte er ja verhungern. Somit war die Willensunfreiheit „bewiesen". Wessen? Des Esels. Aber vom Esel machte man dann ohne Umstände den Schluß auch auf den Menschen, sintemal beide eine gewisse Ähnlichkeit haben. Aber freilich, daß die Unähnlichkeit noch viel größer ist, berücksichtigte man nicht. Um ein wirklich passendes Gleichnis für völlig gleiche Beeinflussung von zwei Seiten zu haben, hätte Buridan etwa eine Magnetnadel zwischen zwei gleich starken Polen wählen müssen, und diese müßte ja in der Tat — verhungern. Aber dann wäre der Schluß auf den Menschen denn doch zu auffallend gewesen. Bei dem Esel ging das leichter. Buridans Beispiel war für Erregung von scholastischem Streit ganz pfiffig erdacht, für die Sache selbst aber wertlos.

Heute streitet keiner mehr über jenen Esel, heute bindet kein verständiger Determinist die ganze Willensfreiheit, und kein Indeterminist die ganze Willensunfreiheit vor sein Geschütz. Man hat die Natur besser verstehen gelernt. Man betont die richtige Verbindung beider Wahrheiten, eben jenes „eigentümliche Gewebe von Freiheit und Notwendigkeit".

Aber gibt es dann noch etwas zu fragen? Sind die Gegensätze so gut überbrückt, was hat es dann für Not? Indes so steht es doch nicht. Im Gegenteil: die Sache ist schwieriger als vorher, aber zugleich auch fruchtbarer. Auch wenn man beiden Seiten Recht werden läßt, bleibt doch ein großer Unterschied, wie viel Einschlag man dem einen und dem andern Teil in dem „Gewebe" gönnt. Ob man 95 % Naturzwang mit 5 % Freiheit mischt oder umgekehrt, macht denn doch einen gewaltigen Unterschied. Überhaupt kommen jetzt erst die unendlich vielen Abstufungen in der Willensfreiheit zur Geltung. Jeder Mensch wird jetzt zu einer besonderen Frage, und viel tiefer verlangt moderne Pädagogik wie Rechtspflege ein Eingehen auf jedes besondere Individuum. Vor allem aber schlägt jetzt auch bei dieser Frage

der wichtige Begriff der Entwicklung vor. Willensfreiheit ist nicht zu behandeln als ein von vornherein Fertiges, sie ist etwas Werdendes. Es läßt sich auch über sie nicht einfach kühl denken mit dem bloßen Verstande, sondern die Frage reicht aus dem Gebiete des Wissens in das des Glaubens hinein. Und erst durch letzteren wird die Frage endgültig gelöst. Wir werden das erkennen, wenn wir die Frage aufsteigend in folgenden drei Stufen erörtern: 1. Willensfreiheit gegenüber der physischen Natur. 2. Willensfreiheit gegenüber dem eigenen Ich. 3. Willensfreiheit gegenüber Gott.

1. Der erste Punkt sei kurz erledigt. Hier handelt es sich um den Materialismus, und der ist nachgerade stadt- und landbekannt, ebenso aber auch seine Widerlegung. Daß wir in eine Kette eherner Naturgesetze hineingebannt sind, ohne die wir nicht einen Finger rühren können, geben wir dem Materialismus willig zu, auch meinetwegen den Moleschott'schen Satz: „Der Mensch ist die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, Luft und Wetter, Schall und Licht, Kopf und Kleidung." Aber ebenso entschieden lehnen wir die Folgerung ab, daß darum der Mensch keinen freien Willen gegenüber der Natur habe. Sind denn Eltern und Amme, Ort und Zeit usw. unsere Feinde, die uns erdrücken, oder nicht vielmehr unsere Freunde, die uns das Leben ermöglichen? Sonderbar, der Materialismus, scheinbar der Natur so huldigend, hat doch vor ihr eine abergläubische Scheu, als gehe diese finstere Moira nur darauf aus, das schwache, weiche, leidensfähige Menschenkind, diese so wunderlich aus einer harten, mitleidslosen Natur entsprossene ganz andersartige zarte Knospe zu töten. Für Monismus gewiß ein sehr eigentümlicher Standpunkt! Aber kein Wunder, es fehlt eben dort der Glaube an den liebenden Schöpfer. Wir Christen stehen zur Natur ganz anders. Wir erkennen sie als die vom guten, ordnenden Schöpfer gegebene Unterlage zu unserer Freiheitsentwicklung. Diese Naturkräfte und -Gesetze, scheinbar und friedlich, müssen mehr und mehr freundlich werden, denn wir ziehen sie, eine nach der andern, in unsern Dienst. Schon das ganze System der Natur deutet auf eine dualistische Teilung und dadurch Überwindung. Wir wohnen z. B. auf einer in riesenhaftem Schwunge fliegenden und sich drehenden Erde. Eigentlich müßten wir abgeschleudert werden ins Weltall, wie Staub, auf eine Geschützkugel gestreut. Aber dieser feindlichen Kraft wehrt eine andere, uns freundliche: die Anziehungskraft der Erde. Diese mütterliche Kraft läßt uns ruhig und sicher wohnen, und nun muß uns auch jene erste, eigentlich verderbliche Kraft dienen, muß uns Tages- und Jahreszeiten liefern. Der Materialist würde erst von Freiheit reden, wenn wir uns von allen Naturgesetzen, auch von jener uns schützenden Anziehungskraft, befreien könnten. Wehe uns, das möchte eine fatale Fahrt ins Weltall hinein geben!

Der Materialismus verfährt also nach einem Freiheitsbegriff, der von vornherein einen inneren Knacks hat. Eine solche angebliche „Willensfreiheit" fordern, die frei wäre von jedem Naturgesetz, heißt den Menschen einfach aus der Schöpfung herausnehmen und ihn als naturlosen „Geist" in eine Traumwelt setzen. Ja, dort wäre er allerdings „frei", aber auch ohne Möglichkeit, etwas in eine auswendige Welt der Natur hineinzuwirken. Uns Christen ist die Natur nicht eindeutig, sondern

im besten Sinne „zweideutig“. Sie soll aus einer anfangs mehr feindlichen immer mehr zu einer freundlichen werden, kraft unseres sie bewältigenden Geistes. Die ganze Kulturentwicklung läßt sich doch einfach auf diese Formel bringen, daß wir immer besser die uns feindlichen Gewalten bezwingen lernen durch die uns freundlichen, bis dadurch auch zuletzt jene sich uns freundlich beugen müssen. Wo das noch nicht erreicht ist, ist entweder Störung durch die Sünde vorhanden, oder das Ziel ist noch nicht erreicht; wir haben aber die Zuversicht, daß es erreicht werde, kraft des Bibelwortes: füllet die Erde und machet sie euch untertan, herrschet über alles! Daß aber der Schöpfer uns diese Naturbeherrschung so mühsam, langsam und unter vielen Opfern erreichen läßt, soll uns desto mehr unsere Freiheit zum Bewußtsein bringen. Denn Freiheit kann wohl teilweise, aber nicht ganz geschenkt werden. Erst unter ihrer eigenen Übung erfährt sie sich selber und wird sich gegenständlich. Der Mensch soll sich eben selbst befreien, um frei zu sein, um zu wissen, was er kann, was er soll, wozu er bestimmt ist. Gerade in der Gegenwart mit ihrer erstaunlich wachsenden Technik und Naturbeherrschung sollte eigentlich keiner mehr Materialist sein! Wenn wieder das Gegenteil vorhanden ist, zeugt das dafür, wie wenig der Glaube wie der Unglaube aus bloßer Naturkunde kommt. Das kommt ganz wo anders her. Der Mensch muß sich erst seines Ich, seiner geistigen Persönlichkeit bewußt sein, um die Natur gläubig verstehen zu können.

2. Aber gerade da tritt der zweite Gegner in den Weg, welcher behauptet, daß eben dieses, sein Ich zu überwinden, in seinem Geiste frei zu werden, dem Menschen unmöglich sei. Als Vertreter dieser Behauptung nehmen wir der Kürze wegen den schon genannten Schopenhauer, diesen scharfsinnigen, witzigen, zuletzt aber doch bankerotten Denker. Derselbe bestreitet mit viel feineren Gründen als der Materialismus die Freiheit des menschlichen Willens. Er hat die tiefste Empfindung von einem Geheimnisvollen im Menschen, das unter der Materie hervorschaut, von seiner Seele oder Individualität oder seinem Unbewußten, oder wie man den verborgenen Schoß und Abgrund unter der Schwelle des Bewußtseins nun nennen mag, aus dem all unser Denken, Fühlen und Wollen entspringt. Aber gegenüber diesem tiefen, dunklen Kern in uns hat er nun ebenfalls jene abergläubische Scheu, von der wir bei den Materialisten gegenüber der Natur redeten. Schopenhauer sieht diese dunkle Tiefe des Ich auch wie eine Moira an, die uns binde und knechte, von der wir lebenslang nicht loskommen. Der Mensch bringe seine Natur bestimmt und fertig mit auf die Welt, er kann sie ein wenig modeln und äußerlich zügeln, aber im Kerne nicht verwandeln. Wir ertappen uns, auch nach viel Arbeit, und selbst nach Jahren noch plötzlich auf denselben Fehlern und Narrheiten. Die Erfahrung offenbart die unveränderliche Konstanz unseres Charakters. Von der Wiege bis zum Grabe steuert der Mensch auf sein naturbestimmtes Augenmerk los, in welchem er seine höchste Befriedigung zu finden hofft, und allezeit wird es bei dem spanischen Sprichwort bleiben: Was man einsog mit der Muttermilch, schüttet man aus ins Leichenhemde. Der Dichter sagt mit Recht:

Du bist am Ende, was du bist!
Setz dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken:
Du bleibst doch immer, was du bist!

Schopenhauer kann für solche Sätze auch namhafte Philosophen aufführen, wie Plato und Kant, welche auch Neigung hatten, das Unerklärliche im Menschen, das Besondere in jedem Individuum, auf eine schon vor der Geburt geschehene intelligible Selbstentscheidung zurückzuführen. Auch eine der Hauptreligionen der Menschheit, der Buddhismus, wächst ganz aus diesem Boden heraus.

Läse nun Schopenhauer das im Nov.-Heft 1907 über Persönlichkeit und Willensfreiheit Ausgeführte, würde er da kapitulieren? Nein, sondern er würde sagen: Bereitwillig gebe ich zu, daß der Mensch nach eurem Ausdruck „frei“ sein, auch immer freier werden kann; aber — im letzten Grunde ist das alles dennoch nicht mehr als Schein! Es ist eine lustige und luftige Täuschung, von Freiheit zu sprechen, da es doch nicht mehr als ein Freiheitsgefühl ist; denn sieht man auf das Ganze, so ist der Mensch mit allen diesen Freiheitsfunken doch wieder in eine fest geschlossene Schicksalswelt eingespannt; er rüttelt an seinen Ketten und kann sie nicht zerbrechen. Er bildet sich Freiheit ein, wie auch ein Gefangener im Gefängnis sich mit der Zeit einbilden kann, es gehe ihm ganz erträglich. Die Gewohnheit stumpft ab, und viele Leute suchen ja das Gefängnis freiwillig wieder auf, sie brauchen da nicht für sich selber zu sorgen. Solch ein feiger Gefangener ist auch der Mensch, er fügt sich in seine Ketten und glaubt sich frei. Zugestanden auch mit Herbart: „so viel Schein, so viel Hindeutung aufs Sein,“ so bekommen wir doch dieses Sein eben nie in unsere Hände, können nie aus unserer Haut heraus, können uns nie selbst von vornean eine Existenz setzen, wie wir sie wohl möchten. Auch Menschen wie Paulus und Luther, die tiefe Einschnitte und Brüche in ihrer Seele erlebten, sind dennoch in ihrem innersten Kern eben — Paulus und Luther geblieben. Bekehrung ist nicht das, was man damit ausdrücken will, keine völlige Änderung des ganzen Menschen. Paulus hat sein ganzes Leben dasselbe gesucht und ist dasselbe geblieben, nämlich ein religiöser Fanatiker, nur war er es erst auf jüdische, hernach auf christliche Weise.

Alle diese Sätze haben einiges Richtige, aber des Unrichtigen ist noch viel mehr. „Wir ertappen uns noch im Alter oft auf denselben Fehlern und Sünden.“ Gewiß aber es ist doch gar sehr anders mit den Sünden, ob man eine Bekehrung erlebt hat oder nicht. Auch beim Bekehrten bleiben noch Reste und Funken der Sünde, aber diese ist doch aus dem Zentrum herausgeworfen, sie ficht wohl an, aber sie herrscht nicht mehr. Wie bei einem Gewitter, nur die gerade über uns sich entladenden Blitze sind gefährlich; ist das Gewitter abgezogen, so sendet es auch von ferne wohl noch schwache Blitze, aber sie sind ohnmächtig. — Was Schopenhauer von der geheimnisvollen Selbstentscheidung vor der Geburt sagt, ist trotz seiner Kronzeugen: Plato, Kant, Buddha völlig unbewirkbar. Alle Erfahrung spricht dagegen, denn nach dieser bildet sich der Mensch die Grundlage seines Charakters etwa zwischen dem zehnten bis zwanzigsten Lebensjahre. Diese sind die Haupt-Ent-

wicklungsjahre. In ihnen ist aber die volle Selbsttätigkeit und deshalb auch Verantwortlichkeit schon überaus rege. — Mit den Materialisten endlich hat Schopenhauer jene abergläubische Furcht vor der angeblich feindlichen Natur gemein, — was bei jenen das psychische Naturgesetz ist, ist bei ihm das „Ich“ — und ebenso den sonderbaren Freiheitsbegriff. Wie dort ein Mensch erst dann frei zu nennen wäre, wenn er sich von allen Bedingungen der umgebenden Natur losmacht, also ins Geisterreich entschlüpfe, so will Schopenhauer erst dann von Freiheit reden, wenn man — sich selbst entfliehen kann. Aber dann könnte man ebensogut sagen: Gott ist solange unfrei, als es ihm nicht gelingt, etwas anderes als Gott zu werden! Auf solche Gedanken ist wohl noch kein Christ gekommen. So wahrhaftig Gott sich ewig wohl und frei fühlt in seinem Gottsein und seiner göttlichen Tage nie müde wird, obwohl er — das ist zuzugeben — allerdings nie etwas anderes werden kann als eben Er selbst, so gewiß ist Freiheit nicht zu definieren als ein Völlig-anderswerden, sondern als das völlige Harmonischsein mit sich selbst und das völlige Herrschen über seinen eigenen Naturgrund, sowie über die äußere physische Natur. Wir halten für möglich, daß auch in Gott eine „Natur“, ein Untergrund angenommen werden darf, aber Gottes Freiheit und Seligkeit besteht darin, daß er diesen mit seinem Geist und Willen stets und in vollkommenster Weise seinen höchsten Liebeszwecken im Himmel und auf Erden dienstbar macht. Volle Selbstmächtigkeit, das ist Freiheit. Aber eben dieses setzt das Vorhandensein eines dualistischen Unterschiedes zweier Naturen auch in Gott voraus, einer höheren und einer niederen. Aber „niedere“ verwechsle man ja nicht mit „böse“!

Ebenso wie an diese Natur, ist Gott an Gesetze gebunden, oder besser: er bindet sich daran, ohne daß sie eine Schranke seiner Willensfreiheit bildeten. Wir halten deshalb das Wort „absolute“ Freiheit Gottes nicht für unbedenklich. Absolut heißt ungebunden, los von allen Schranken. Schopenhauer mußte nach seinen Grundsätzen für ein solches Ungebundensein schwärmen. Aber kann Gott alles tun und wollen? Nein. Z. B. das Unnütze, Lächerliche, Kleinliche, Widerspruchsvolle, vor allem aber das geradezu Böse, Verderbende kann er nicht wollen. Eigentlich müßte er es doch, denn sonst ist er ja nicht „frei“. Aber wir erkennen hier, wie schief dieser Freiheitsbegriff ist. Freiheit ist nicht Ungebundenheit, ist nicht Willkür, sondern sie ist freudige Harmonie mit dem Guten. Wahlfreiheit allein ist noch keine reale Freiheit. Diese ist: nur das Gute tun und wollen können und nichts anderes. So ist nun der biblische Gott. Er bindet sich an seine eigenen Statuten, macht einen Bund mit den Menschen, verlangt von diesen Bundes- und Gesetzestreue, verspricht sie aber auch seinerseits. So muß es freilich zuvor etwas Gutes geben, Gott muß eine Qualität haben. Die hat auch unser Bibelgott, der pantheistische aber nicht. Der Pantheist, und gar erst der Materialist, taumelt ohne weiteres in die Natur hinein ohne einen moralischen Grundbegriff des Guten; kein Wunder, daß er da mit sich und Gott und der Welt nicht zurechtkommen kann. Schopenhauer ist aber auch im Grunde nur Materialist, wenn auch feiner umsponnen.

Finden wir nun für Gott keine Freiheitsschranke darin, daß er seiner Qualität, dem Guten, sowie seiner Individualität, dem Schöpfer-Sein oder Gott-Sein, sich

nicht entzieht, sondern immer mit sich harmonisch bleibt, nie von sich los zu sein begehrt, so ist es auch für den Menschen keine Freiheitsschranke, wenn er immer Mensch, d. h. Geschaffener, und immer dieser eine Mensch, als der er einmal in die Welt gekommen ist, bleibt. In dieser gottgesetzten Schranke kann er dennoch volle Freiheit, volle Harmonie mit sich selber, mit seinem dunklen Untergrunde und endlich mit der umgebenden physischen Natur erringen. Derjenige Mensch dagegen, welchem das Problem zu lösen gelänge, aus einem Menschen etwa — nun, sagen wir, zu einer Schildkröte zu werden, oder derjenige Schiller, der sich in den Kopf setzte und dem es gelänge, ein Goethe zu werden, dieser tapfere Ritter hätte wohl Schopenhauers, aber nicht unsere Bewunderung.

Wir erklären also Willensfreiheit auf dieser zweiten Stufe als Bändigung und Überwindung unseres niederen Ich. Das geht parallel der Naturüberwindung oder Kulturentwicklung auf jener ersten Stufe. Daß dieser Kampf Wunden schlägt und Narben hinterläßt, weiß jeder, der ihn kämpft. Auch hier wieder läßt uns Gott nicht ohne Anstrengung und Opfer zur größeren Selbstmächtigkeit und zum reicheren Lebensinhalt durchdringen, aber auch hier ist sein Wille uns, und dadurch unsere eigene Freiheit desto fühlbarer zu machen. Darum werden wir keine Pessimisten, wenn wir uns auch immer wieder auf Fehlern und Schwachheiten ertappen. Wie bei der Kultur, haben wir auch hier die Gewähr des endlichen Sieges. Philosophie und Religion heißen die Kampfstätten dieses Ringens um höhere Selbstmächtigkeit und Freiheit über uns selbst. Die Philosophie befreit und klärt mehr das Verstandesgebiet in uns auf, die Religion mehr das Gefühlsgebiet. Die Philosophie lehrt uns unsere Denkgesetze erkennen — darum hatte und hat Kant solche tiefe Bedeutung — und sie ist am Richtigsten auf ihrem Wege, wo sie dies Gebiet bebaut. Wenn man fälschlich Naturerklärung, Weltanschauung von ihr fordert, versagt sie. Die Religion aber lichtet uns immer mehr unser tiefstes Herz mit seinem Gut und Böse, diesen größten Rätseln. Doch auch wenn es gar kein Böses gäbe, würde jenes Ringen gegen das untere Ich da sein. Adam hätte auch ohne Sündenfall sich doch zu dieser höheren Selbstmächtigkeit entwickeln müssen, gerade wie auch die Kulturentwicklung ohne die Sünde gewesen wäre. Das Wort: herrschet über die Kreatur! steht vor dem Sündenfall. Durch die Sünde ist freilich jener Kampf mit unserer Naturunterlage ein viel schwererer geworden. Jetzt sind die Waffen vergiftet, und in solchem wahren Kampfe zwischen „Fleisch" und „Geist" kann ein Mann wie Paulus tief aufschreien. Dennoch wird gerade er kein Pessimist wie Schopenhauer, sondern greift um so mehr nach den rechten Waffen. Auch leugnet er nicht die Willensfreiheit, trotz der tiefen Sündenohnmacht, die jetzt im Menschen ist. Auch ein Augustin tut das nicht. Auf den ersten Blick mag es so scheinen. Manchem ist schon ein Pelagius, der die Freiheit des gegenwärtigen Menschen behauptete, sittlicher und zum Guten anfeuernder erschienen als Augustin, aus dessen Lehre von der totalen Verderbtheit unserer Natur man leicht folgern kann: dann ist ja doch jede Anstrengung gegen das Böse vergebens. Aber folgert Augustin selbst dies? Keineswegs, sondern er preist nur um so mehr die göttlichen Gnadenkräfte an. Nur scheinbar ist Pelagius sittlicher, in Wirklichkeit ist er sittlich lax, denn er

begnügt sich mit der dazumal vorhandenen Willensfreiheit. Augustin dagegen sehnt sich nach höherer Freiheit; ihm ist unsere jetzige Freiheit zu gering, unter seiner Lehre sieht die Sehnsucht nach voller Selbstmächtigkeit hervor; nach Pelagius kann der Mensch im Wesentlichen so bleiben, wie er ist, wenn er nur immer ruhig strebt und sich dessen dann auch — gehörig rühmt. Augustin vernichtet jeden Selbstruhm und verlangt nicht ruhiges Weiterstreben, sondern erst radikalen Bruch und dann ein neues Streben. Diesem gibt er aber im herrlichsten christlichen Optimismus die Hoffnung des Sieges, und das tut die Bibel auch.

Haben wir also die volle Freiheit über unseren alten Menschen noch nicht, so erlangen wir sie doch. Das genügt uns schon, um dem sittlichen Pessimismus zu wehren. „So viel Schein, so viel Hindeutung aufs Sein," das bleibt ein guter Spruch. Und wenn wir hierfür noch die Erfahrung aufrufen, so können wir doch genügend Beispiele vorbringen, daß es dem Menschen gelingen kann, schon jetzt auf Erden seine Natur so in die Hand zu bekommen, daß man von voller Willensfreiheit sprechen kann. Oft begegnen uns Einzelproben von menschlicher Willenskraft, die etwas Erstaunliches, ja Überwältigendes haben. Als Beispiel nehme ich etwas aus Carlyles Leben. Als noch nicht sehr bekannter Schriftsteller hatte er ein Manuskript mühsam vollendet; er wußte, das werde seinem Leben eine Wendung geben. Vor dem Drucke leiht er es einem gelehrten, aber auch zerstreuten Freunde. Dieser läßt das Manuskript auf seinem Tische liegen, es fällt herab, eine Magd hält es für Makulatur und überweist es dem Ofen; Carlyles mühsames Werk einiger Jahre geht in Flammen auf! Als er davon hört, ist er wie vom Donner gerührt und kann lange seine Fassung nicht wiederfinden, zumal er sich auch wenig Notizen gemacht hat. Da war die Krisis zwischen höherer und niederer Natur, die Gefahr der Verzweiflung da. Aber der Mann rang seinen Kleinmut nieder. Mit gigantischer Willensanstrengung begab er sich nochmals an dasselbe Werk und vollendete es in zwei Jahren. Und nun — faltete er demütig die Hände und dankte Gott für den ersten Verlust! Denn erst unter der zweiten Niederschrift war ihm das Werk zu dem geworden, was er eigentlich im Sinne gehabt hatte.

Ist das nicht ein großartiges Beispiel von der gottergebenen Kraft über das eigene Ich? Will uns da Schopenhauer noch einreden, das sei doch alles nur Schein, nur ein Abhängigsein von vorher bestimmtem Schicksal? — Freilich, hier war nur von einem einzelnen Willensakt die Rede. Man könnte sagen: besondere Nöte erzeugen auch besondere Anstrengungen, somit ist solch ein starker Willensakt doch nur Wirkung starker äußerer Motive. Sind diese vorbei, dann erschlafft auch die stark gespannte Sehne des Willens wieder. Gewiß, erst das Ausharren führt zum Siege. Darum ist es auch noch viel schwerer, in der Stille des täglichen Berufes, ohne besonderes Aufsehen zu machen, seinen alten Menschen täglich zu kreuzigen und zu bändigen. Das verlangt aber das Christentum als höchste Probe. Aber das kann man auch, und eben daß man es kann, genügt als Beweis, denn ob auch neunundneunzig Menschen in Trägheit und Willensschwachheit verharren und ihre Anlage verkümmern lassen, — der hundertste, der als seines Willens Herr sich zeigt, beweist siegreich gegen sie.

Besonders kann man auch gegen Schopenhauer die Märtyrer heranziehen. Mögen es heidnische oder christliche sein, allemal setzen sie ihr niederes Leben an eine höhere Idee und geben uns durch solche Selbstopfer eine Ahnung von der Majestät der Seele, welche Gott mit Freiheit ausgestattet hat. Diese Stephanus, Paulus, Perpetua, Blondina oder Johann Huß, waren sie verblendete Narren, von einer vor ihrer Geburt getroffenen Schicksalswahl abhängig? Wer das sagen mag, sage es: wir können es nicht. Hier wird auch jene Behauptung von Kant widerlegt, welcher einmal sagt, daß jeder Mensch käuflich sei, man müsse nur den genügend hohen Preis anbieten. Was hätte Kant jenen Märtyrern denn wohl bieten können, oder wie hätte er jene heldenmütige Hugenottin Maria Durand abwendig machen wollen, welche als Jungfrau 1730 in den Kerker geführt wurde und 1767, nach 37 Jahren standhaften Leidens um des Glaubens willen, wieder herauskam! — Trotz alledem aber gestehen wir zu, daß man immer noch nicht von absoluter Willensfreiheit reden kann. Der Gegner kann sich immer noch hinter Verschanzungen begeben: wer weiß, jene Hugenottin war vielleicht nicht ganz gesund im Geiste, erblich belastet? oder hat aus ihrer Eisennackigkeit sich selbst einen Götzen gemacht? Man kennt die letzten Motive des Menschenherzens nicht. Das ist zuzugeben, beweist aber nichts. „Absolute" Vollendung der Willensfreiheit behaupten auch wir nicht für diese Erde, denn hier ist alles relativ und soll es sein. Schließlich sollen, ja dürfen auch die imponierendsten Beispiele an Willensstärke den Skeptiker gar nicht umstimmen, weil — ein Letztes, Höchstes noch fehlt. Wir stehen eben noch auf unserer zweiten Stufe, und hier ist das Ende all unseres Lebens und Strebens der Tod! Den können wir auch bei vollkommenster Selbstbeherrschung nicht beherrschen. Wenn aber alles Wollen, alle Beharrlichkeit, alle Märtyrerfreudigkeit schließlich erbarmungslos vom dunklen Strome des Nichts verschlungen wird, wer kann dann von Freiheit reden? Bleiben wir endgültig vom Tode umfangen, so sind wir dennoch unfrei und das Ganze war eine Posse. Soweit hätte Schopenhauer Recht. Aber dieser Mann wußte nichts oder wollte nichts wissen von unserer dritten Stufe, auf die uns alles ankommt, und von welcher aus alles bisher Ausgeführte schon entworfen und getragen war. Volle Freiheit ist nicht Erdenziel, aber Himmelsziel. Diesen Kreis nun betretend, verlassen wir allerdings völlig das Gebiet des Wissens und reden rein aus dem Glauben.

3. Wir treten nunmehr Gott gegenüber. Die vollendete Willensfreiheit, hier im Keime gepflanzt, wird dann voll ausreifen, wenn wir, beim Schöpfer angelangt, seine vollkommene Freiheit und Seligkeit mitleben. Er wird sie uns mitleben lassen, denn er will nicht über Knechte, sondern über Kinder Gott und Herr sein.

Gleichwohl muß auch diese höchste, endgültige Freiheit errungen werden, um uns eben als Freiheit zum Bewußtsein zu kommen. Gott kann sie uns nicht völlig geben, er kann sie nur als eine zu gewinnende geben. Gegeben hat er sie auch dann noch immer. Wir müssen sie Gott sozusagen aus der Hand ringen. Definierten wir auf der ersten Stufe Freiheit als Natur-Überwindung, auf der zweiten als Überwindung unserer selbst, so jetzt als Überwindung Gottes. Der Leser mag einen Augenblick über diesen ungewohnten Ausdruck stutzen und nach der

biblischen Begründung fragen. Wir weisen solche überall da nach, wo vom Beten die Rede ist. Das Gebet ist nichts anderes, als das Überwinden Gottes, freilich ein solches, welches von Gott selbst gesetzt ist. Gott ringt mit uns, besser: er läßt uns mit sich ringen, nicht als Feind, sondern als Freund. So wie ein Vater sich vom heranwachsenden Sohne immer mehr Freiheit aus der Hand nehmen läßt, ohne sie darum selber zu verlieren. Das nennen wir Erziehung. Auch Gott erzieht uns, zumal seit er uns in Christo gleichsam seine schwache Stelle, die Liebe, gezeigt hat; die ist das Tor, durch welches wir in seine Herrlichkeit und Freiheit eindringen sollen. War nun der erste Gegner die Natur, uns unebenbürtig, der zweite, unser Ich, ebenbürtig, so ist der dritte, Gott, höher als wir. Darum recken wir uns, mit ihm ringend, in die Höhe und wachsen über uns selbst hinaus. Beten ist darum höchste Kraftanstrengung, — versteht sich: wenn es ernst ist. Das ist es aber beim persönlichen Gott mit dem starken Willen und der fleckenlosen Heiligkeit. Pantheisten, auch Halbpantheisten wie Schleiermacher, können hier nicht mit. Sie verwechseln immer wieder den geistigen Gott mit der materiellen Welt. Ein Paulus aber, ein Luther haben es erfahren, so wenn letzterer einmal sagt: vor Gott kann man nirgends hinfliehen, man fliehe denn zu ihm selbst.

Um was beten wir denn? Gewöhnlich sagen wir: um das ewige Leben. Doch was ist dessen Inhalt? Das ist die schlechthinige Lebensbejahung unsererseits. Dort vor Gottes Angesicht werden wir endgültig gefragt: wollt ihr leben? Und die Bekehrten werden antworten mit Kraft: Ja, Herr, wir wollen! Damit erst wird unser Leben völlig unser sein. Hier lebten wir noch kein volles Eigenleben, sondern existierten gleichsam unter dem Zwange, freilich unter dem freundlichen Zwange der Liebe Gottes. Wir leben aber sozusagen „auf Befehl". Wir wurden nicht gefragt um unsern Lebenswillen, als wir geboren wurden, und auch Adam nicht, als er geschaffen wurde. Der Franzose sagt: il n'y a de plus brutal qu' un fait. Der Schöpferwille Gottes war ein fait, eine vollendete Tatsache, und als solche zunächst brutal, zwingend. Wenn dieser Befehl nicht hinter so manchem Menschen stünde, — viele ertrügen ihr Leben nicht, vor heimlicher Angst vor dieser dunklen Sphinx „Leben", und vor dem Ungewissen, das es täglich umgibt. Und nun erst, wenn eine Ewigkeit dahinter gähnt! Es will etwas heißen, ums „ewige Leben" zu beten, wenn man diesem Begriff erst voll in die Augen geschaut hat, was wir freilich selten tun; denn wir sprechen unser Gebet ums ewige Leben alle Tage so gemütlich her, als wenn es sich um Haselnüsse handelte. Aber unser Gesangbuch sagt: O Ewigkeit, du Donnerwort! Wer weiß denn, ob man die Ewigkeit kann aushalten? Wenn da nun Langeweile, Blasiertheit möglich wäre, wie sie auf Erden so oft wohnt? Wie, wenn Gott selber eines Tages nichts Neues mehr wüßte?

Welche Stufe innerer Lebenslust und Selbstmächtigkeit, dazu welcher Geistesreichtum und Ideenbesitz muß im Menschen erreicht sein, wenn er die Ewigkeit aushalten soll! Aber es wird erreicht. Bei denen wird es erreicht, welche schon hier ihr Leben bejahten, indem sie nicht an Kreaturen, welche niedriger sind, auch nicht an ihrem Selbst, welches nicht über sich selbst hinauskann, sondern an Gott, der

höher ist, emporrankten und immer tiefere Blicke in seine Liebes- und Lebenslust taten. Gott aber liebt und lebt das reine Sein, welches keines Anderen bedarf, er wird sein Leben in Ewigkeit nicht müde. Ein Christ weiß das nicht anders. Ein Buddhist freilich hat einen Gott, der schließlich selbst vor Langeweile ein Selbstmörder werden müßte.

Dieses ewige Leben Gottes läßt sich freilich hier nicht ausmalen und vorstellen, wohl aber logisch denken. Alles Logische aber ist wahr. Und mit dieser Lebensfreude, mit der wir uns Gott notwendig denken müssen, sollen auch wir erfüllt werden. Doch damit wir des inne werden, wird er uns die Wahl stellen, und bei dieser letzten Wahl werden die, welche die Köstlichkeit des Lebensbegriffes begriffen haben, welche erkannt haben: Leben ist gut, Tod ist schlecht — die werden nicht zittern vor dem ewigen Leben, sondern mit Jauchzen „ja" dazu sagen. Und diese Bejabung ist die Tat und der Beweis unserer vollendeten Willensfreiheit. — Freilich auch die Unseligen müssen leben. Ihnen wird die Wahl nicht gestellt, sondern sie müssen leben. Diese ursprüngliche Gottesgabe aber wird ihnen Qual und Tod. Der Teufel, aller Realitäten bar, aller Blasierten Blasiertester, muß leben und will es nicht, will sterben und kann es nicht. Denn er hat seinen freien Willen unfrei gemacht, indem er in schrecklichem Kontrast zur Gottesordnung das Niedrige, die Kreatur, erhöhte, Gott aber erniedrigte. Nun setzt Gott, der nie von sich abfallen kann, um seiner Heiligkeit willen seinen gerechten Lebenswillen an ihm durch und beweist aller Welt jenen Satz: Leben ist göttlich, Tod ist schlecht.

Die vollkommene Lebensbejahung also ist die Freiheit der Kinder Gottes, und diese Hoffnung ist der Edelstein der christlichen Religion. Und nirgends gähnt die Kluft zwischen Christentum und Heidentum, besonders Buddhismus, tiefer als hier. Während der Christ mit Wonne und freiem Entschluß das Leben faßt und festhält, windet sich der müde, übernächtige Buddhist in Todesangst nicht vor dem Tode, sondern — vor dem Leben! Welche Verkehrung der Ordnung! — Wenn aber moderne Theologie von der „Bereicherung des Christentums durch heidnische Religion" (Tröltsch) redet, und die Mission nach ihr den Zweck des Austausches der gegenseitigen Güter haben soll, so möchte man am vorliegenden Einzelpunkte wohl die Probe machen und fragen: welche Bereicherung soll unsere Lebensbejahung von der buddhistischen Lebensverneinung, unser Himmel von Nirwana, unsere Willensbejahung von jener Willensertötung empfangen? Kann Leben sich vom Tode bereichern und Kraft von der Impotenz?

Wir werden in vollkommener Willensfreiheit unser Leben erwählen und bejahen, und doch: wir werden auch unsere geschöpfliche Relativität, unsere Abhängigkeit von Gott bejahen. Das werden wir darum können, weil wir dann frei sind, und eben darum es erst ganz können. Die rechte Freiheit erst läßt uns unter Gott bleiben. Knechte haben immer rebellische Gelüste; die falsche Freiheit der Sünde hier auf Erden ist immer mißtrauisch gegen Gott, als wolle er die Freiheit beschränken. Erst Kinder bejahen Gottes Majestät ganz und wünschen ewig seine Kinder, seine von der Liebe abhängigen Geschöpfe zu sein.

Ferner bringt diese völlige Freiheit mit sich, daß wir dem Leben Gottes etwas

Neues zufügen können. Nicht zwar seinem eigenen Innenleben, welches in der Dreieinigkeit volle Genüge hat, aber dem Leben, das um ihn her ist. Die Seligen im Himmel sollen ja nicht bloßer Abklatsch Gottes, sondern neue, noch nicht dagewesene Persönlichkeiten sein. Die völlige Willensfreiheit schließt das Originale, das Genie ein. Gott als Schöpfer ist selber Genie. Darum ist eben im Himmel keine Langeweile möglich. Wie Gott diese gegenwärtige Welt erschaffen und erfinden konnte, kann er auch neue Welten schaffen, einen neuen Himmel und eine neue Erde, auf welchen Gerechtigkeit wohnt. Nicht einmal die augenblicklichen Welt- und Naturgesetze brauchen wiederzukehren, es können auch andere werden. Diese Behauptung klingt über die Maßen kühn und wird ein Greuel sein denen, welche von „ewigen" Naturgesetzen zu reden sich angewöhnt haben. Aber mehr als Angewohnheit ist das eben nicht. Wir Christen können uns selbstverständlich auch nicht solche anderen Naturgesetze vorstellen, aber wohl logisch denken. Denken ist etwas gar anderes als Vorstellen. Unser Denken vollzieht sich streng nach unserem freien Gottesbegriff, und wenn wir jene Möglichkeit einer ganz andern Weltordnung nicht für Gott offen hielten, so beugten wir Gott unter seine Kreatur.

Ist aber Gott freiwaltendes Genie, so wird er auch seinen gottesebenbildlichen Geistern davon abgeben und verstatten, so viel zu ihrer Geschöpflichkeit taugt. Schöpferisch begabt, wird daher unsere Willensfreiheit solche Gedanken denken und solche Taten tun und Dinge schaffen, welche auch für Gott ein Neues sind, unbeschadet dessen, daß wir Ihm für alles danken, denn es ist alles seine Gabe. Wenn Schopenhauers Pessimismus und feiner Materialismus mit der „ewigen Materie" gegeben ist, in welcher es nie etwas wirklich Neues geben kann, höchstens neue Mischungen, aber immer aus den alten, schon bekannten Teilen, so wissen wir eben nichts von solcher „ewigen", für immer fertigen, unwandelbaren Welt, denn wir stehen auf dem biblischen Schöpfungsbegriff, und der ist noch immer eine riesige Felsenfestung. Auch hat ihn noch keine Naturforschung erschüttert, kann es auch gar nicht, denn diese hat es ja immer nur mit der vor Augen liegenden Materie zu tun, trifft aber niemals unsere Geistesbegriffe.

So sehen wir „den Himmel offen". Wer dies Phantasie nennt, mit dem rechten wir nicht. Wir haben unsere eigene, unangreifbare Domäne im Glauben. Wir wollen niemanden etwas „beweisen", lassen uns aber auch selber nichts beweisen, außer vom Geiste in uns und vom Geiste in Gottes Wort. Wir haben aber einen großen Vorsprung: wir können die Willensfreiheit begründen. Der Materialismus kann es nicht, darum werden bei ihm die Menschen verantwortungslos, und das ist das Grab aller Sittlichkeit und der Erlaubnisschein für alle Roheit. — Die höchsten Fragen, so die vorliegende, werden nicht in der Bodenkammer des Verstandes, sondern in der Wohnstube des Herzens entschieden. H. Sprenger.

**Die Gnade abtun heißt das Christentum abtun.** E. Gros.

# „Das Werden der Welten"

so benennt sich ein neues Werk (Leipzig 1908, Akad. Verlagsgesellschaft m. b. H.) des bekannten Physikers der Stockholmer Universität, Svante Arrhenius, der schon vor einigen Jahren durch eine umfangreiche „kosmische Physik" die Aufmerksamkeit aller auf sich zog, die sich mit den Problemen des Kosmos im weitesten Sinne beschäftigen. Soweit dies die eigentliche Kosmologie betraf, war das bisher meist Sache der Astronomen, die wie Lockyer, Moulton und andere mit neuen Erklärungsversuchen das alte Problem zu lösen suchten. Und es ist gewiß gut, wenn auch von den Grenzgebieten der Astronomie aus diese Aufgabe in Angriff genommen wird, und da ist es ganz besonders Sache der Physik, dies zu tun. Denn es ist keine Frage, daß in den Anfangsstadien der Entwicklung der nebligen Himmelsmaterie mehr die in der Nähe wirkenden Molekularkräfte in Betracht kommen, als die Fernkraft der Gravitation, deren einfaches Gesetz der großartigen Einfachheit astronomischer Bewegungen im Raume entspricht, während die komplizierten Wirkungen der Molekularkräfte mehr von den Physikern studiert und berücksichtigt werden, als von den Astronomen. Dafür ist es aber auch um so schwieriger, sich von den durch sie geschaffenen Zuständen Rechenschaft zu geben, je weniger Laboratoriumsversuche unsere Kenntnisse zu vervollständigen vermögen, und so muß dann oft eine Hypothese eine Lücke überspringen helfen. Das ist nun in dem Werke von Arrhenius oft genug der Fall; aber seine Hypothesen sind oft so naheliegend und so geistvoll, daß man sie gerne für wahr annehmen würde. Der Verfasser versteht es, gewisse Erscheinungen, wie den neuerdings gut studierten Strahlungsdruck auf Probleme anzuwenden, die dadurch in ein ganz neues Licht gerückt werden. Allerdings kann man dann nicht umhin, zu bedauern, daß der Verfasser eben doch nur Physiker ist, und nicht genügend über alle Beobachtungstatsachen orientiert ist; es könnte ihm sonst nicht widerfahren, daß er über manche Fragen hinweggeht, deren Lösung gewissermaßen ihm so nebenbei abfällt, Fragen, die aber trotzdem eine Fülle von ungelösten Problemen in sich schließen, an deren Lösung der Mathematiker und der Astronom sich schon lange vergeblich abmühen. Aber es scheint, daß das Aufstellen von Kosmogonieen gegenwärtig in der Luft liegt. Außer der Kosmogonie von Arrhenius ist vor kurzem eine andere, mehr mathematische von Nölke erschienen, und eine dritte Kosmogonie ist im Erscheinen begriffen, die, von einem ganz neuen Gedanken ausgehend, das Problem auf eine besondere Art zu lösen unternimmt.

Für Arrhenius ist das Weltganze im fortwährenden Fluß begriffen; es ist ein „Perpetuum mobile", und überall haben wir Materie im Anfang der Entwicklung, auf der Höhe, und im Absterben; auf eine sinnreiche Weise wird dann die Sanduhr umgedreht, und der Lauf der Dinge beginnt von neuem. Daher widmet er das erste Kapitel der Erde, deren Lebenstätigkeit sich in den vulkanischen Erscheinungen und den Erdbeben jedermann deutlich zu erkennen gibt. Wir sehen auf Bildern und Karten die Hauptgebiete der vulkanischen Tätigkeit und deren Wirkung in manchen Fällen, wie vor kurzem in San Francisco. Daraus tritt der Zusammenhang zwischen

Vulkanreihen und Meeresverteilung ganz klar hervor. Freilich schon die von Arrhenius daraus, sowie aus den Messungen der Temperaturzunahme gezogenen Schlüsse auf die Temperatur und den Bau des Erdinnern, sowie dessen Zusammensetzung sind nicht widerspruchsfrei. Es geht durchaus nicht an, aus den Erfahrungen der zwei Kilometer tiefen ganz wenigen Bohrlöcher zu schließen auf die 6360 bis zum Erdmittelpunkt noch fehlenden Kilometer. Man darf wohl sagen, daß die noch hier von Arrhenius vertretene physikalische Anschauung vom gasförmigen Erdinnern aufgegeben werden muß; auch definiert er die Verfassung, in der sich diese Gase befinden sollen, fast als solche fester Körper. Er müßte aber wissen, daß nach Wichert, Darwin, Milne und andern aus der Bewegung der Erdbebenwellen, aus dem Verhalten gegen die Gezeiten und aus der Präzessionsbewegung der Tag- und Nachtgleichen geschlossen werden muß, daß das Erdinnere hart wie Stahl ist, wohl sogar einen Kern aus den schwersten und härtesten Metallen besitzt.

Den nächsten Abschnitt widmet der Verfasser dann den Himmelskörpern als Wohnstätten lebender Wesen. Er entwickelt in ausgezeichneter Weise die äußeren Bedingungen organischen Lebens, und zeigt, daß unsere Erde zur Zeit ein sehr vollkommen zubereiteter Wohnplatz ist. Freilich sind die von ihm angegebenen Zeitschätzungen alle sehr starken Bedenken zu unterwerfen. Wenn er z. B. angibt, daß nach Joly 100 Millionen Jahre seit Entstehung des Weltmeeres vergangen sind, indem dieser berechnet, wie lange die Flüsse gebraucht haben, um den heutigen Salzgehalt des Meeres zu bewirken, so muß man doch sagen, daß es sehr merkwürdig wäre, wenn das Meer, das doch $^{3}/_{5}$ der Erdoberfläche bedeckt, nirgends im Meeresboden Lager von Salzen angetroffen hätte, die es auslaugen konnte.

Ausgehend von den auf der Erde herrschenden Temperaturverhälnissen, macht Arrhenius nun Annahmen über die Mitteltemperaturen, die auf den andern Planeten herrschen könnten. Er findet, daß Merkur, der der Sonne immer dieselbe Seite zuwendet, auf dieser etwa 397° C. besitze, und auf der andern nicht viel weniger als 273° unter Null, was ebenso wie bei dem Mond die Existenz organischen Lebens verbieten dürfte. Günstiger sei die Venus, deren mittlere Temperatur er zu + 40° C. ansetzt. Bei Mars findet er es höchst wahrscheinlich, daß dort organisches Leben gedeihe. Es zeigt das, daß auch Arrhenius nicht weiß, daß Lowell, auf dessen Arbeiten und Photogramme er hinweist, viele hundert Zeichnungen und Aufnahmen gemacht hat, auf denen von Kanälen keine Spur zu sehen ist; diese hat er aber nicht verwenden können. Bei den äußeren Planeten verbietet deren physikalische Beschaffenheit die Annahme der Existenz von Organismen. Höchstens ihren Monden mag diese Eigenschaft zukommen können. Mit Ausnahme der Meeres-Flora und -Fauna sind die Organismen vor allem von der Zusammensetzung der Luft abhängig. Diese ist im Laufe der Zeiten eine ziemlich wechselnde gewesen. Gewisse Bestandteile, wie Wasserdampf, Ozon, Kohlensäure halten die leitende Wärme zurück, so daß ihr Fehlen die Temperatur der Erdoberfläche um 21° erniedrigen würde. Daher gibt der Verfasser eine Veränderung des Gehaltes an Kohlensäure als Grund der Entstehung der Eiszeiten an; damals gab es viel weniger Kohlensäure; dagegen in den Zeiten großen Reichtums der Atmosphäre an diesem Gas, wie in früheren Erdperioden,

war auch die mittlere Temperatur sehr hoch. Manche Gesteine und die Pflanzen haben dann den größten Teil davon verbraucht, und dafür die Menge des Sauerstoffes vergrößert, man denke nur an die Steinkohlenperiode. Heutzutage nun verbraucht unsere Industrie diese Steinkohlen wieder in ungeheurer Menge, und vermehrt dadurch den Gehalt der Luft an Kohlensäure. Und Arrhenius hofft davon das Kommen von Zeiten mit besseren und gleichmäßigen klimatischen Verhältnissen, wo die Erde vielfach erhöhte Ernten tragen wird zum Nutzen des rasch anwachsenden Menschengeschlechtes! Wirklich, ein seltener kosmologischer Optimismus.

Für einen Forscher, der wie Arrhenius das Weltall für einen sich beständig wieder erneuernden Organismus ansieht, unterliegt es keinem Zweifel, daß auch andere Sonnen mit Planeten versehen sind, und daß auf diesen auch organisches Leben vorkommt, das sich grundsätzlich nicht von dem irdischen Leben unterscheidet, aber an dieselben Elemente gebunden ist, wie hier auf der Erde. Er gibt rückhaltlos zu, daß alle Versuche, die Urzeugung darzustellen, sich als mißlungen erwiesen haben, und daß uns die Entstehung des Lebens ein vollkommenes Rätsel ist. Er sucht nun dieser Schwierigkeit dadurch zu entgehen, daß er sagt, ebenso wie die Materie unzerstörbar ist, und man infolge dessen aufhörte, über ihre Entstehung zu spekulieren, ebenso ist auch das Leben ewig, und es ist deshalb zwecklose Arbeit, nach seinem Ursprung zu forschen. Diese Lehre von der Panspermie, der Allgegenwart von Lebenskeimen im Weltenraume, die schon von Sales-Guyon de Montlivault 1821, von H. E. Richter 1865, dann 1872 von dem Botaniker F. Cohn, und gleichzeitig von Lord Kelvin erwähnt ist, baut nun Arrhenius unter Zuhilfenahme des Strahlungsdruckes weiter aus. Denn die Annahme, daß Meteore Organismen im Raume verschleppen könnten, ist zu gewagt; wenn ein Meteor niederfällt, gerät es durch die Luftreibung in solche, wenn auch nur äußerliche Hitze, daß alles Leben zerstört werden würde. Außerdem wissen wir über die Meteore viel zu wenig, um sagen zu können, daß sie wirklich von einem Fixstern bis zum andern zu gelangen vermögen.

Über den Strahlungsdruck wissen wir, daß er bei der Sonne die Schwerkraft etwa viermal übertrifft. Er wirkt am stärksten auf Körper von runder Form und einem Durchmesser von 0,000 16 mm. Wenn es aber so kleine Sporen und Bakterien gäbe, so würden diese, wenn sie das spezifische Gewicht des Wassers hätten, von der Erde aus allein durch den Druck der Lichtstrahlen in 20 Tagen an die Marsbahn gelangen; in 80 Tagen an die Jupitersbahn; in 14 Monaten an die Neptunsbahn, und in 9000 Jahren an den nächsten Fixstern. Der Verfasser meint, daß bei der großen Kälte des Weltraumes alle organischen Prozesse lahmgelegt würden, also auch das Verschwinden der Keimfähigkeit; diese könnte aber beliebig lange unterhalten werden. Es soll durch Versuche bewiesen sein, daß sich Mikroorganismen sechs Monate lang in flüssiger Luft bei — 200° C. keimfähig erhielten. Zunächst aber müssen diese Körperchen etwa von der Erdoberfläche bis über die Atmosphäre hinaus getragen werden. Zu dem Zwecke werden bis zu einer Höhe von etwa 100 km Luftströme in Anspruch genommen; in dieser Höhe der stark verdünnten Luft treten dann elektrische Entladungen auf, und durch die Abstoßung der geladenen Teilchen gegen einander wird dann unsere Spore gegen die Wirkung der Schwerkraft in den

Weltenraum hinausgestoßen, wo sie dann von den Sonnenstrahlen erfaßt wird, und durch deren Strahlungsdruck weiter getrieben. Wenn sie dann nun die Wanderschaft von etlichen Jahrtausenden hinter sich hat, dann soll sie in der Nähe eines andern Sonnensystems auf einen dortigen Planeten fallen, oder durch Teilchen kosmischen Staubes, die jene Sonne nach Art des Zodiakallichtes oder der Korona umgeben, aufgefangen, und dann infolge der Schwerewirkung einem Planeten zugetragen werden. So empfängt dann jener Körper das erste organische Leben, um es auf dieselbe Weise wieder weiter zu geben. Es wird also stets Körper im Raume geben, die zur Zeit bewohnt sind.

Dies ist also der neueste, mit größtem Scharfsinn aufgestellte Versuch, die Urzeugung und das Rätsel des Lebens zu umgeben. Wenn es sich nur darum handelte, anzugeben, auf welche Weise wohl Massenteilchen kleinster Ordnung von einem Weltkörper auf einen andern gelangen könnten, dann möchte dieser Weg wohl als gangbar angesehen werden können. Doch liegt immer noch eine mechanische Schwierigkeit vor. Also im Raume selbst soll nur der Strahlungsdruck wirken. Ist nun unsere Spore auf dem Wege zu einer Sonne, die der unsern gleicht, dann muß sie genau in der Mitte zwischen beiden Halt machen, da dann der Strahlungsdruck von beiden Seiten gleich wirkt. Sind die Sonnen verschieden energisch, so wird sie der schwächeren näher kommen, aber auch im Raume an der Gleichgewichtsstelle Halt machen. Und es ist keine Möglichkeit zu ersehen, wie das Ding dort weggehen konnte. Auf die biologische Seite der Sache ist von seiten der Biologen zu antworten. Arrhenius selber gibt zu, daß nur wenige Sporen solche Reise überstehen werden. Aber auch das zugegeben; möge also wirklich das Unglaubliche eintreten, und die Spore etwa der Klauenseuche von der Erde zu einem Planeten des Sirius gelangen, der sogar im Zustande der Bewohnbarkeit ist, wenn auch noch ohne organisches Leben. Dieser hat dann aber nichts bekommen, als einen Bazillus einer ganz ausgesprochenen Form, von besonderen Lebensbedingungen und Eigenschaften. Auf welche Weise ein solcher Organismus, der schon so hoch entwickelt ist, daß er eine Dauerform für die Reise durch den Raum bilden kann, dann nun aus sich heraus den Planeten mit Pflanzen, Tieren und Menschen im Laufe von noch weiteren Jahrmillionen bevölkern soll, vermag ich absolut nicht einzusehen. Er wird nur immer wieder Klauenseuchenbazillen bilden, oder wohl aus Mangel an dem nötigen Rindvieh, auf das er angewiesen ist, sehr bald eingehen, und es wäre also trotz der wohl überstandenen Gefahren gar nichts gewonnen. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß das Rätsel des Lebens um so unlösbarer wird, je verzweifelter die Versuche sind, es zu lösen; und daß die Tatsache, daß unsere Erde wirklich von organischen Wesen bewohnt ist, als ein immer größeres Wunder erscheint. Jedenfalls ist es menschlich viel wahrscheinlicher, daß das irdische Leben irgendwo auf unbekannte Weise mit einem Plasmaklümpchen von unbestimmtem Charakter, aus dem daher alles werden konnte, begann, als mit einem Lebewesen, das durchaus nicht zu den niedrigsten Formen gerechnet werden kann.

Arrhenius weiß aber nicht nur das Problem des Lebens zu lösen, er weiß auch das kosmische Problem des Lebens vom Anfang und Ende des Weltgeschehens

ıfzulösen. Wie der Schreiber dieser Zeilen in Heft 1 der vom Keplerbund heraus- :gebenen Schriften — Unsere Weltinsel, ihr Werden und Vergehen —, gezeigt hat, :rlangt die mechanische Wärmetheorie die Umsetzung aller im Weltall vorhandenen nergiemengen in Wärme, deren ganz gleichmäßige Verteilung schließlich den Welten- d herbeiführt. Und zwar haben unsere bedeutendsten Denker zugegeben, daß es er keinen Ausweg gäbe. Da aber für Arrhenius die Annahme, daß vor nicht ıendlicher Zeit die gesamte Energiemasse im Schöpfungsaugenblick entstanden sei, :m Satze von der Konstanz der Weltenergie widerspricht, und daher ganz unbegreif- ch ist, so muß er nach einer Möglichkeit suchen, für die der Satz von der Entropie icht gilt. Er nimmt daher an, daß überall im Raume kosmische Staubmassen, Nebelflecke sich befinden, die uns wegen mangelnder Leuchtkraft meist unbekannt sind. nd jeder Licht- und Wärmestrahl, den irgend eine Sonne aussendet, wird irgendwo uf seinem Wege von einem solchen Massenteilchen aufgefangen. Diese kosmischen Volken speichern also gewissermaßen die Energie bei sich auf. Und während also ie Energie sich in den Fixsternen durch ständige Wärmeausstrahlung verschlechtert, ) verbessert sie sich in den Körpern vom Nebelfleckstadium. Da nun diese Nebel- ecke im Lauf der Zeit sich zu Sonnen entwickeln, und die Sonnen am Schluß ihres Daseins durch Zusammenstöße sich wieder in Nebel verwandeln sollen, so ist auf diese Weise die Welt als „Perpetuum mobile“ hingestellt. Aber auch dieser Gedanken- ang erscheint nicht fehlerfrei. Lassen wir einmal die Annahmen bestehen, und be- :achten alle die Sterne, die sich an der äußeren Grenze unserer Weltinsel befinden. Es ist klar, daß die eine Hälfte ihrer Energie, die nach außen gehende, dem System erloren geht, da hier keine sammelnden kosmischen Wolken sind. Also ist hier das Prinzip sicher durchbrochen. Ferner aber ist der Nachweis dieser alles erfüllenden osmischen Wolken erst noch zu erbringen; ihre Zahl ist zwar groß, doch nicht un- ndlich, und ihre Verdünnung übertrifft unsere Vorstellung. Etwa ein Teilchen auf eden Kubikkilometer! Da würde schon der Zwischenraum zwischen den Teilchen jede twa aufgefangene Energie verteilen können. Ferner ist nicht die Wirkung des Äthers berücksichtigt, der jedenfalls die Energie zum Teil verschluckt. Sodann werden er Nebel immer weniger wegen ihrer Entwicklung zu Sonnen, die sicher schneller or sich geht, als der Ersatz durch Zusammenstöße von Sonnen. Denn nach Arrhenius ollen nur 1000 Billionen Jahre vergehen, ehe etwa die Sonne mit einem Fixstern usammenstößt. Dieser Rechnung liegen aber ganz unbewiesene Annahmen über die Eigenbewegungen der Fixsterne zu Grunde, so daß der ganze Versuch, das Entropie- ıesetz mit seinen Folgen als ungültig hinzustellen, durchaus als mißlungen zu be- rachten ist. Man kann die Schlußfolgerungen fast als Beweis des Gegenteils an- ehen. Aber es ist zuzugeben, daß sie mit großem Scharfsinn, und vom physikalischen Standpunkte aus gewiß richtig aufgefaßt sind; aber das astronomische Tatsachen- naterial stellt die Unterlagen als verfehlt hin.

Das Studium dieses Buches ist von großem Reize; man sieht überall, wie ıoch eine Fülle von Problemen in den Tiefen des Weltalls verborgen liegt, und desto mehr, je eindringlicher man diesen Geheimnissen nachgeht. Es kann daher dies Buch von großem Werte für den denkenden Leser sein, der da sehen kann, wie man

durch scharfsinnige Verbindung von Theorien und Tatsachen ganz neue Einblicke in das Getriebe der Schöpfung erhalten kann. Biologie, Physik und Astronomie reichen sich die Hand, um gemeinsam das verschleierte Bild der Natur zu enthüllen.

Joh. Riem.

---

Es ist der große, grundlegende Irrtum unserer Zeit, daß Gelehrsamkeit fälschlich für Bildung gehalten wird. J. Ruskin.

---

# Monismus und Christentum.

Nicht uninteressant ist die zweite Flugschrift des Monistenbundes: „Monismus und Christentum“ von Dr. H. Schmidt in Jena. Sie arbeitet zwar auch mit den Ausfällen gegen die Kirche, wie wir sie von Haeckels Schule gewohnt sind. Es heißt von der Kirche: „dieses raffinierte System (man ist wahrhaftig versucht, es teuflisch zu nennen),“ und ferner in liebenswürdiger Weise: „diese geistige Armseligkeit und jene bewußte oder unbewußte Heuchelei, sie eben begründen die Weltherrschaft der Gedankenlosen, id est der frommen Schafe mit ihren Hirten pp.“ Wir brauchen uns freilich durch diese Tiraden nicht anfechten zu lassen, da sie, wie das Folgende wiederum zeigen wird, des sachlichen Rückhaltes entbehren. Trotz dieser Dinge aber können wir anerkennen, daß genannte Schrift die Sache des Monismus mit systematischem Geschick in Knappheit und Klarheit vertritt, ohne den gewohnten überflüssigen Ballast naturwissenschaftlicher Spezialwissenschaft. Freilich bietet sie uns eben darum eine willkommene Handhabe, die Unrichtigkeit des monistischen Standpunktes darzutun. Neben einigen treffenden Bemerkungen über äußere Schäden des heutigen Christentums finden wir bei dem Verfasser ein vollkommenes Mißverständnis über das eigentliche Wesen des Christentums wie auch des Monismus selbst. Nach ihm gründet sich die christliche Weltanschauung zunächst im Mittelalter — „wesentlich auf die — ungeprüfte oder zu prüfen verbotene — Annahme, daß die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments alles enthält, was dem Menschen zu wissen erlaubt, erreichbar und nötig sei“.

Die Polemik gegen diese angebliche christliche Weltanschauung nimmt den breitesten Raum in der Flugschrift ein, es wird auch nichts anderes als Kern des zu widerlegenden Christentums bezeichnet. Verfasser muß also wohl der Meinung sein, diese Annahme sei das eigentliche Wesen des Christentums. So groß der Wert der Bibel für den Christen auch ist, das Wesen des Christentums hat nie in der blinden Unterwerfung unter das Weltbild derselben bestanden, sondern ist nach Mark. 1, 15, Matth. 22, 37 ff., 2. Tim. 2, 19 etwas ganz anders. Der Glaube, der nach Jesu Wort in Luk. 7, 50 geholfen hat, ist doch wahrhaftig nicht die „Annahme pp.“. Welchen Widersinn ergäbe das! Die ganze Polemik Schmidts ist ein Kampf nicht gegen das Christentum, sondern gegen ein Phantom, das sich der Verfasser selbst zurecht gemacht hat. Allerdings hatten früher die Christen das geozentrische Weltbild, genau wie die Monisten des Altertums auch, das sei de

‹egnern ins Gedächtnis zurückgerufen. Darauf entstand das heliozentrische moderne Weltbild, allergrößtenteils durch die Arbeit gläubiger Christen, und die Monisten ‹aben es akzeptiert, rühmen sich damit, und glauben durch dasselbe über die Christen ‹ch erhoben zu haben. Die Sache erinnert wirklich etwas an den Zaunkönig, der ‹ch vom Adler emportragen läßt und dann sich rühmt, den Adler an Flugkraft zu ‹bertreffen. Beim alten wie beim modernen Weltbild gab es Monismus und ‹hristentum nebeneinander. Diese Erkenntnis sollte doch den Gegner von seinem ‹lten Irrtum heilen und ihm klar machen, daß Monismus und Christentum nicht ‹it irgend einem Weltbild identisch sind. Beides sind religiöse Erscheinungen ‹nd werden in ihrem Kern durch Fragen des Weltbildes nicht berührt. Die Widerlegung des antiken Weltbildes kann daher keine Widerlegung des Christentums sein. Wie wäre es auch sonst erklärlich, daß in manchem klugen Manne gläubiges Christentum und modernes Weltbild sich vortrefflich vertragen, wie bei dem verstorbenen Professor von Bergmann? — Richtig ist allerdings, daß das moderne Weltbild theologisch muß gewertet werden. Wissen und Glauben muß zur Einheit verarbeitet werden; und daß dies gelingen kann, dafür sind uns die großen Naturforscher ein Beweis, in denen begeisterter Glaube und tiefes Wissen einheitlich vorhanden waren. Was lange im Bewußtsein großer Männer lebte, wird in späteren Jahren für die Allgemeinheit verarbeitet. Bei diesen Bemühungen mag es dann auch geschehen, daß einige etwas unter das monistische Dogma geraten, und Schmidts Scharfblick hat diesen Mißstand auch erkannt, ebenso wie er mit Recht das Gebahren vereinzelter, die aus lauter Angst vor dem Monismus das Christentum nicht eine Weltanschauung, sondern eine „innere Stimmung" nennen, als „Taschenspielerstückchen" bezeichnet. Es spielt sich hier auf religiösem Gebiet ein ähnlicher Vorgang ab, wie neuerdings auf politischem, wo die Sozialdemokraten die Liebesdienerei von Dr. Barth und Genossen mit Geringschätzung belohnten. Ein entschiedenes Verdienst der Flugschrift ist es ferner, daß die rein moralische Begründung der Religion, wie Kant sie vertrat, widerlegt wird. Gottes Dasein wird nicht dadurch bewiesen, daß die Gottes-Idee uns zu moralischem Handeln antreibt. Auch eine falsche Idee kann zu Taten anspornen. Freilich hat diese Widerlegung eine andere Wirkung als die von Schmidt beabsichtigte. Sie führt nicht zur Gottesleugnung, sondern zur Anerkennung religiöser Offenbarungstatsachen. Die Widerlegung rationalistischer Anschauung führt zur Offenbarungsreligion. In der Erfahrung des praktischen Lebens bestätigt sich die Gottes-Idee (Joh. 7, 17), darin hat Kant recht, aber sie stammt nicht aus uns, dann könnte sie Einbildung sein, wie Schmidt richtig bemerkt. In Christus tritt sie uns überwältigend, überzeugend entgegen; so ist sie Offenbarung und Erfahrung zu gleicher Zeit. — Bezüglich der christlichen Ethik ist der Verfasser der zweiten Flugschrift in ebenso großem Irrtum, wie in Bezug auf das Wesen unserer Weltanschauung. Als die drei dem Christentum eigentümlichen Forderungen nennt Schmidt die Forderungen „der absoluten Armut (in materiellem und geistigem Betracht!), der absoluten Keuschheit (die sich zur Askese auswuchs, zur Ertötung des Fleisches, zur Abkehr von der Welt) und endlich des absoluten Gehorsams". Bezüglich des letzten Punktes mag man sich über den Irrtum durch das Wort des

Paulus (Gal. 5, 13) aufklären lassen, daß die Christen zur Freiheit berufen sind. Mit der absoluten Keuschheit wäre auch die Ehelosigkeit geboten. Wie vereinigt sich damit die bekannte Erzählung von der Hochzeit zu Kana? Daß die Forderung der absoluten Armut erhoben sein soll, ist wohl vor allem Mißverständnis der ersten Seligpreisung der geistlich Armen, wörtlich nach dem Griechischen der „Bettler im Geiste“, die sich arm fühlen an geistlichen Gaben und demütig darum bitten. Hier freilich liegt der Stein des Anstoßes für den Monismus und alle, die mit ihm sympathisieren. Die Erkenntnis menschlicher Ohnmacht, herausgeboren aus einem Gewissen, das sich nicht mit der menschlichen Mangelhaftigkeit begnügen kann, das Vertrauen auf die Hilfe von oben, die in Liebe und Aufopferung geschehen ist, das alles ist dem menschlichen Hochmut so wenig angenehm heute wie zu allen Zeiten. In monistischen Büchern liest man immer nur von der Verherrlichung der Natur und wie wir es so herrlich weit gebracht (nur die Gegner sind Dummköpfe, Heuchler, Neider). Wir Christen gestehen offen, daß wir nicht zufrieden sind mit uns, daß wir hinaus müssen über die Natur, und wir glauben, daß wir das Ziel erreichen durch Hilfe von oben. Davon scheinen die Gegner nichts zu verstehen, obschon sie sich beklagen über allzu viel christlichen Unterricht.

Die Kritik des Christentums nimmt den breitesten Raum in der besprochenen Schrift ein; was der Monismus bringt, ist recht mager ausgefallen. Wie wir bezüglich der meisten Weltanschauungsfragen seit Jahrzehnten von den Monisten auf spätere Zeiten vertröstet sind, wo alles wird monistisch erklärt werden, so werden wir hier auf spätere Flugschriften zum „Ausbau der monistischen Weltanschauung“ vertröstet. Freilich schon jetzt erhebt sich „neben den Trümmern der christlichen supranaturalistischen der stolze Bau der monistischen Weltanschauung“. Wir staunen Das ganze moderne Weltbild wird kalten Blutes als monistisches Eigentum reklamiert! Leider entspricht der Kühnheit dieser Behauptung nicht ein gleiches Maß von Richtigkeit. Monistisch ist doch nur die unbewiesene Behauptung, daß alle Welträtsel gelöst seien oder demnächst würden, vor allem, daß die von andern als unlösbar betrachteten Fragen nach dem Ursprung und dem Wesen der Materie, sowie dem Wesen der Sinnestätigkeit und des Bewußtseins durch den „Substanzbegriff“ gelöst seien. Monistisch im Haeckelschen Sinn ist dann noch besonders die Verkennung der offenbaren Tatsache, daß hier nicht monistischerseits Wissen gegen Glauben christlicherseits, sondern Glauben gegen Glauben steht. Und nun gar der „stolze“ Bau monistischer Weltanschauung! Der erste Band eines Sammelwerkes „Der Monismus“ ist erschienen — übrigens in der Form, sowie sachlich hoch über dem stehend, was man von Haeckels Schule gewohnt ist — da ist in der Einleitung schon von monistischer Seite doch zugegeben, daß der Haeckelsche Monismus seine Abfertigung erhalten hat. An anderer Stelle heißt es: Die Annahme „einer unbewußt schaffenden Seele“ sei notwendig für den Hylozoïsmus. „Freilich wollen das gerade dessen eifrigste Vorkämpfer, wie z. B. Haeckel, nicht einsehen. Ja, sie bekämpfen die Annahme ... als mystischen Dualismus.“ Von einem Monisten wird nachgewiesen, daß die notwendige Konsequenz von Haeckels Standpunkt eine Annahme sei, die er selbst als „mystischen Dualismus“ bezeichnet, das Furchtbarste

vas es nach H. gibt! Wir möchten doch den Gegner fragen, der so viel von der Selbstzersetzung des Christentums zu berichten weiß, ob er gar nichts merkt von der Selbstzersetzung des Monismus? Diese Selbstzersetzung des Monismus zeigt sich n ihren ersten Spuren schon bei Haeckel, der zugibt, nicht zu wissen, was „das Ding in sich“ sei, ja, wenn recht erinnerlich, sogar einmal etwas von der Möglichkeit ines Geisterreiches jenseits der Welt sagt. Neben den „stolzen Bau monistischer Weltanschauung“ reiht sich gleichwertig die monistische Ethik. Sie gipfelt in der Fernstenliebe, um derentwillen die Nächstenliebe zuweilen zurücktreten muß. „Wer's assen mag, der fasse es,“ mit diesen Worten wird das Geheimnis monistischer Ethik, die natürlich auch erst noch „ausgebaut“ werden muß, angekündigt. So tiefgründig st freilich dies Geheimnis nicht, daß nicht jeder verstehen muß, was gemeint ist. Nach monistischer Auffassung ist es ethische Pflicht, ein künftiges vortreffliches Menschengeschlecht herbeizuführen durch zweckmäßige Beeinflussung der Entwicklung. Zu diesem Zweck muß sogar mitunter „Nächstenverleugnung“ geübt werden. Eine Garantie freilich, daß das Ziel jemals erreicht wird, wird nicht geboten. Und wenn es erreicht wird, was hat es für einen Zweck? Nach monistischer Lehre vergehen auch jene Geschlechter wieder mit der untergehenden Erde. Um dieses Widersinnes willen, der ethischen Forderung der Fernstenliebe, soll man die jetzt lebenden Nächsten verleugnen und die naheliegenden greifbaren sittlichen Aufgaben vernachlässigen? Was ist das für eine Ethik! Sie ist nur von Interesse durch den sich hier zeigenden blinden Aberglauben an die natürliche Entwicklung, dem man sich in absolutem Gehorsam — hier paßt das Wort — unterwirft, ohne Garantie, daß jemals etwas Vernünftiges dabei herauskommt, ja, ohne daß überhaupt im günstigsten Falle ein rechter Zweck erreicht werden kann!

Durch die vorstehenden kurzen Ausführungen dürften die hochklingenden Thesen der Flugschrift erledigt sein. Sie lauten:

1. Daß das Christentum als Weltanschauung völlig zersetzt und aufgelöst, als Ethik heute völlig ungenügend ist;

2. daß wir (sc. die Monisten!) imstande sind, an die Stelle des Alten, Veralteten, eine neue und entwicklungsfähige Weltanschauung zu setzen, die ein Ergebnis naturwissenschaftlich-philosophischen Denkens ist und in ihrer Anwendung auf das Einzel- und Gesellschaftsleben die segensreichsten Wirkungen verspricht;

3. daß dieses Neue und Bessere nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, sich im organisierten Kampf gegenüber dem organisierten Alten diejenige Stellung zu erwerben, die seiner kulturellen Bedeutung entspricht.

Lehrreich ist die Schrift auf jeden Fall, denn sie gibt einen kurzen Überblick über die Argumente des Gegners, nebst einer klaren Anschauung von der Verkehrtheit seines Standpunktes. Sie zeigt uns auch, wie scharf äußere Schäden des Christentums erkannt und wie sie ausgenutzt werden, wenn wir nicht auf der Hut sind. Und die Schrift gibt zu denken! Wenn dieser dürftige Monismus so viel Einfluß hat — es handelt sich nicht um die 300 im Monistenbunde, auch nicht um die Million Leser der Welträtsel, sondern überall legt sich in den (in geistiger Beziehung) mittleren und unteren Schichten des Volkes monistische Denkweise wie ein

kalter Hauch auf das geistige und Gefühlsleben — wie notwendig muß da apologetische Arbeit sein. An den Monismus, diesen Strohhalm, klammert man sich, weil der feste Halt verloren ist. Wir möchten alle Freunde bitten, doch zu apologetischer Aufklärung mitzuhelfen, wo es immer möglich ist. Oppel.

Gott will uns über alle Leichen
Und alle Schranken der Natur
Die Vaterhand herüberreichen,
Doch reicht er sie dem Glauben nur.

N. Lenau.

# Die Bedeutung der Moralstatistik.

Vor einigen Jahrzehnten erregten die Ergebnisse der sogenannten Moralstatistik ein außerordentliches Aufsehen und sie wurden als Waffen nicht nur gegen die Anhänger der Willensfreiheit verwendet, sondern auch indirekt gegen jede Auffassung des Menschen, die sich über die rein naturalistische Weltanschauung erhebt. Im Lager der Feinde des Christentums wurde deshalb die neue Wissenschaft als ein Bundesgenosse begrüßt, mit dessen Hilfe man diejenigen, welche noch an die Erhabenheit des Menschengeistes über die Natur und deren Gesetze festhielten, vollständig zu besiegen hoffte.

Daß diese Hoffnungen getäuscht worden sind, wird wohl nunmehr von allen wirklich wissenschaftlich Gebildeten ohne weiteres eingeräumt, aber in mehr populär gehaltenen Schriften, welche eine mechanische oder naturalistische Weltanschauung vertreten, verschmäht man noch immer nicht zuweilen ein Paar Waffen aus dem Arsenal der Moralstatistik zu holen. Es scheint uns deshalb nicht ganz überflüssig, mit einigen Worten nachzuweisen, daß jene Waffen in den Händen der Feinde völlig unbrauchbar sind und gefährlich nur insofern, daß sie auf diejenigen, welche dieselben nicht kennen, beim ersten Ansehen erschreckend wirken möchten.

Die Moralstatistik, sofern sie wissenschaftlich verfährt, will beweisen, daß z. B. innerhalb eines gewissen Gebietes und während eines gewissen Zeitraumes die Zahl der Verbrechen einer bestimmten Art unter gewöhnlichen Verhältnissen eine ziemlich konstante ist und daß das Zunehmen oder Abnehmen derselben von den sozialen Verhältnissen bedingt ist. Kennt man diese, so muß man also nach bestimmten Gesetzen die Zahl der betreffenden Verbrechen berechnen können. Wenn z. B. infolge der Mißernte die Getreidepreise gesteigert werden, nimmt die Zahl der geschlossenen Ehen ab, und gleichzeitig wird die Zahl der außerhalb der Ehe geborenen Kinder, sowie die Zahl der Diebstähle und Selbstmorde zunehmen.

Würde man nun alle die Faktoren, welche die teure Zeit verursachen, kennen und könnte man also ganz genau den Grad der betreffenden Teuerung berechnen, so würde man auch ganz genau bestimmen können, wie viele Diebstähle und Selbst-

norde begangen werden müßten. Hiermit wären nun — meint man — die Willens-reiheit als eine leere Einbildung und die Handlungen des Menschen als von den ußeren Verhältnissen völlig abhängig erwiesen.

Die Moralstatistik hat besonders durch die Regelmäßigkeit der statistischen Zahlen Eindruck gemacht, und diese Regelmäßigkeit beweist auch unleugbar, daß . B. die Zahl der Diebstähle in ziemlich konstanter Weise der Steigerung der Getreidepreise folgt.

Dabei ist aber zunächst zu bemerken, daß diese Zahlen — wie alle Tabellen eigen — nicht vollständig den Regeln entsprechen. Weiter ist zu bemerken, daß ie immerhin überraschende Regelmäßigkeit durch die unerhört großen Zahlen, mit enen man bei der Herstellung der Statistik operiert, bedingt ist. Die Unterschiede n den einzelnen Hunderten werden so ziemlich ausgeglichen, wenn man die Hunderte u Hunderttausenden zusammengelegt und dann den Prozent- oder Promillesatz be-echnet hat. Schließlich — und das ist der entscheidende Einwand gegen die An-vendung der Statistik als Waffe gegen die Willensfreiheit — fragt die Statistik ur nach den Zahlen und gar nicht nach den Individuen, aus welchen jene Zahlen ntstehen. Sagen wir z. B., daß in einem Dorf mit 700 Einwohnern bei einem estimmten Grad Teuerung drei Diebstähle jährlich vorkommen, so könnte dies als Beweis gegen die Willensfreiheit nur in dem Falle geltend gemacht werden, daß ieselben Personen jedesmal, wenn eine derartige Teuerung eintritt, sich des Dieb-stahls schuldig machten.

Dagegen beweist die Zahl 3 in dieser Hinsicht nichts, wenn im Jahre 1890 ie drei, Gustav, Wilhelm und Heinrich, im Jahre 1893 Fritz, Karl und Hans, im Jahre 1899 wieder August, Ernst und Max waren. Man müßte im Gegenteil ragen, weshalb die Teuerung im Jahre 1893 Fritz, Karl und Hans zu Verbrechern nachte, die ganz gleiche Teuerung in den Jahren 1890 und 1899 dagegen nicht.

Was die Moralstatistik wirklich beweist, ist also nichts anderes, als daß die ittliche Kraft oder Schwäche in einem Volke oder einer bestimmten Gesellschaft inner-halb eines gewissen Zeitraumes einigermaßen konstant ist, und es ist deshalb ganz natürlich, daß die während einer Teuerung stärkeren Versuchungen zu Verbrechen gegen das Eigentum mehr Individuen zu Fall bringen werden als die weniger kräftigen Versuchungen in einer Zeit relativen Wohlstandes.

Der einzelne Mensch steht immer in organischem Zusammenhang nicht nur mit dem Menschengeschlecht im ganzen, sondern auch besonders mit seinem Volk und dem Geschlecht seiner Zeit.

Dieser organische Zusammenhang bewirkt eine relative Abhängigkeit des Ein-elnen, welche sich doch eigentlich auf die Handlungen bezieht, in denen das Willensleben einen Ausdruck findet. In einem Zeitalter allgemeiner Korruption ge-angt also die böse Willensrichtung des Einzelnen leichter zum Ausdruck in groben Verbrechen und besonders in solchen Sünden, die in einem Volke vorherrschend sind.

Es ist daher keineswegs gleichgültig, ob ein Mensch in einem Zeitalter und in inem Volk, das in sittlicher Hinsicht hoch steht, oder in einer Zeit des sittlichen Verfalls und innerhalb eines korrumpierten Volkes geboren wird. Dieses ist ebenso-

wenig ohne Einfluß auf die Entwicklung eines Menschen wie der Umstand, daß er in einem gottesfürchtigen Heim oder in einem Nest des Lasters aufwächst.

Die Sünde wirkt ansteckend und die Sünden des Volkes üben durch zahllose Kanäle einen verderblichen Einfluß auf den Einzelnen aus. Die Macht des bösen Beispiels verlockt; die ethische Schlaffheit, welche die Schoßsünden der Zeit als etwas ganz natürliches behandelt, trägt dazu bei, daß wir gegen die Stimme des Gewissens taub werden, und prädisponiert uns für diese Sünde; die antichristliche oder mit der Sünde spielende Literatur, die wir lesen, wirkt sowohl auf Gefühl wie Urteil trübend ein. Wie während einer Epidemie die Luft von Bazillen voll ist, so kann in einer Zeit und innerhalb eines Volkes die geistliche Atmosphäre von Krankheitserregern voll sein, die wir notwendig einatmen müssen.

Es gilt doch schon auf dem Gebiet des Naturlebens, daß wer hygienisch lebt, der Ansteckung Widerstand leisten kann, und in noch höherem Grade gilt dies auf dem Gebiet des Willens. Mit anderen Worten: die Einflüsse des Zeitgeistes können wohl die versuchenden Reizungen zahlreicher und stärker machen, und sie können auch zur Schwächung des sittlichen Zustandes eines Menschen beitragen, aber diese Einflüsse können doch niemals wirkliche zwingende Motive werden, ohne daß wir selber dieselben als solche anerkennen. O. Bensow.




Anläßlich der Gründung des Keplerbundes ist die Freiheit der Naturforschung wieder einmal lebhaft erörtert worden, wobei man dem Keplerbund vorwarf er wolle die freie Forschung ausschalten usw., und doch hatte er in seinem Aufruf sich ausdrücklich zur Freiheit der Wissenschaft bekannt und im übrigen lediglich gesagt, er se dabei überzeugt, daß die Wahrheit eine einheitliche sei und in sich die Harmonie de naturwissenschaftlichen Tatsachen mit dem philosophischen Erkennen und der religiöse Erfahrung trage.

Was heißt denn Freiheit der Forschung? Zunächst doch die Tatsache, daß ma in einem Staat alles frei erforschen und offen mitteilen darf, ohne Sorge um die etwaige Folgen der Ergebnisse. Herrscht solche Freiheit bei uns etwa nicht? Wer wollte da behaupten? und von welcher Seite ist die Absicht laut geworden, sie zu beschränken Wenn man dafür Prof. Reinkes bekannte Herrenhausrede anführt, so ist das ein Un sinn; denn Reinke hatte nicht, wie behauptet wird, die Polizei gegen Haeckel angerufe sondern vielmehr einen besseren biologischen Unterricht verlangt, damit jeder die vor getragenen Hypothesen besser beurteilen könne.

Aber es kann die freie Forschung auch bei dem einzelnen Forscher selbst durch sein sonstigen Anschauungen, in erster Linie durch religiöse oder antireligiöse, beeinträchtig werden. Das ist richtig und das kommt oft vor. Wir denken an jene Orthodoxi

n schlechten Sinne, ihr Kennzeichen ist eng dogmatische Befangenheit, verbunden iit Unduldsamkeit anders Denkenden gegenüber. Heute ist man sich wohl achgerade darüber ganz klar, daß es eine solche Orthodoxie nicht nur auf religiösem, ondern auf allen Gebieten gibt, auch in der Kunst, auch in der sog. Wissenschaft: berall der Anspruch, selbst die volle Wahrheit zu besitzen, überall Dogmatismus, überall nduldsamkeit und verächtliche Behandlung des Gegners. Wo aber eine solche Orthodoxie errscht, sei es auf dem Gebiet der christlichen oder der atheistisch-monistischen Weltnschauung, da wird sie unbedingt zu einer Gefahr der freien Forschung. Aber auf der ndern Seite sollte man sich auch stets dessen bewußt sein: völlig voraussetzungsose Forschung ist undenkbar. Jeder Forscher geht an seine Probleme mit gewissen Voraussetzungen heran; oft hat ihm dies schon die richtigen Wege gebahnt, oft freilich uch seinen Blick getrübt. Das ist besonders deutlich bei Problemen aus dem Grenzebiet zwischen Naturwissenschaft und Weltanschauung. Denken wir an das Problem er Urzeugung. Der theistische Forscher ist dabei vielleicht der Überzeugung, daß sie unnöglich, der atheistische dagegen, daß sie möglich sei; sie sind dann also beide in ganz leicher Weise durch eine vorgefaßte Meinung beeinträchtigt.

Will man gerecht sein, so muß man fordern, daß die Forschung von theistischen vie atheistischen Fesseln sich frei halten soll. Der Naturforscher muß bei seiner Forschung ie Frage nach Gott ganz außer acht lassen; denn er fragt nicht: wer bewirkt dies und as? — sondern: wie wird dies und das bewirkt? Die erste Frage bleibt aber auch on der zweiten ganz unberührt, und wenn man sie beantworten will, so verläßt man as Gebiet der Naturforschung und betritt das der Naturphilosophie. Theist uud Atheist tehen also den naturwissenschaftlichen Fragen mit gleichem Recht gegenüber, keiner ist erechtigt dem andern etwa vorzuwerfen, daß sein sonstiger Standpunkt ihn an freier Erforschung der Natur hindern müsse. Wenn dies hier und da wirklich der Fall ist, o liegt es nicht an dem Standpunkt, sondern an dessen etwaigen orthodoxen (d. h. unduldam-dogmatischen) Betonung. Hat der Keplerbund zu einem Vorwurf in dieser Richtung Anlaß gegeben? Keineswegs. Er hat in seinen bisherigen Schriften die absolute Neutralität der Naturwissenschaft in Weltanschauungsfragen scharf nd bestimmt proklamiert. Er hat hervorgehoben, daß man zwischen dem von den Naturorschern entworfenen „Weltbild" und der Ausgestaltung desselben zur „Weltanschauung" eitens des Philosophen scheiden müsse. Er hat versprochen — und seine bisherigen Verffentlichungen beweisen, daß er es hält — die Probleme frei und sachlich zu behandeln; r wird dies auch mit Problemen wie „Abstammung des Menschen" und „Urzeugung" un. Er will der Wahrheit dienen, so wie sie sich herausstellen wird. Wenn er sich dann ber zufolge der eignen theistischen Überzeugung gegen die dogmatische Ausschlachung wahrer und falscher Ergebnisse der Forschung im atheistischen ind monistischen Sinne wendet, so ist dies sein gutes Recht. Ganz gewiß hat doch uch jeder Forscher das Recht, Teleskop und Mikroskop beiseite zu stellen und einmal iber die Beziehungen seiner Ergebnisse zu den tiefsten Fragen der Menschheit nachusinnen.

Wir sagen also: freie Forschung, freie Behandlung der Probleme st nur denkbar, wenn man die völlige Neutralität der Naturwissenschaft in Weltanschauungsfragen anerkennt. Geschädigt aber wird sie durch jede unduldsame Orthodoxie, die jeden Andersdenkenden der Unwissenschaftlichkeit usw. beschuldigt.

* * *

## Wie ist's mit dem Sterben?

Nicht wahr, eine Frage, die wir selten ganz los werden können. Und selbst die Menschen, welche wissen, daß sie auch bei und nach dem Sterben in Gottes Hand sind, verden diese Frage, wenn sie sich aufrichtig prüfen, niemals völlig zurückdrängen.

Es gibt Fälle, bei denen ein Mensch dem Sterben ganz nahe war, um dann doch noch einmal wieder ins Leben zurückzukehren. Aber dann wird nicht immer das Bewußtsein so klar geblieben sein, daß der Betreffende nachher davon wirklich etwas berichten könnte, wie es beim Sterben war, ganz abgesehen davon, daß wir auch niemals mit Sicherheit beurteilen können, ob sein Zustand wirklich ein „Sterben" gewesen ist.

Wir müssen also bei solchen Berichten stets einen gewissen Zweifel bewahren und dürfen nicht zu viel auf sie geben. Immerhin lassen doch manche von ihnen wichtige Schlüsse zu auf die Zustände, die der Loslösung der Seele von dem Leibe vorhergehen.

Zu solchen wertvolleren Berichten scheint mir der folgende zu gehören, den ein amerikanischer Marinegeistlicher J. J. Kane uns geliefert hat.

Kane hat seiner Zeit an Bord eines Kanonenbootes am amerikanischen Sklavenkriege teilgenommen. „Ich gehörte zum Blockgeschwader, das unter dem Befehl des Admirals Farragut stand. Eine Epidemie gelben Fiebers war über die Küste hereingebrochen; schließlich ergriff das Übel auch mich. Um meiner Kameraden willen ließ ich mich ausschiffen; man brachte mich in das nahe Heim eines Freundes, von dem ich wußte, daß er mich stets und auch unter solchen Umständen aufnehmen würde. Ich delirierte bereits, und die Schmerzen nahmen immer mehr zu. Hart kämpfte ich gegen die Krankheit, die meinen Körper durchschüttelte. Mein Zustand ward schlechter und schlechter, ward hoffnungslos, und mit Sehnsucht sah ich dem Tode entgegen, der diesen Qualen ein Ende machen würde. Ich traf Bestimmungen über meine Beerdigung, denn ich wollte in New-York im Greenwoodfriedhof bestattet werden, machte mein Testament, und meine letzte Stunde schien gekommen. Ich war bei vollem Bewußtsein, die Dilirien wichen, und in dem Maße als mein Körper schwächer wurde, wichen meine Geisteskräfte Ich erkannte den seltsamen Unterschied zwischen Seele und Leib und machte die wunderliche Entdeckung, daß in mir nun geistige Fähigkeiten erwachten, die sich immer stärker entwickelten, je mehr die Loslösung vom Körperlichen fortschritt. Ich bin außer stande diese Gefühle zu schildern. Ihre Gewalt war wundersam. Für jede Kraft, die ich im Körper hatte, besaß ich zehn geistige Kräfte . . . Ich möchte behaupten, daß dieses Sterben eine der schönsten und erhebendsten Episoden meines Lebens gewesen ist; tausend freudige Erregungen stürmten auf mich ein, nicht allein der Gedanke, langverstorbene Freunde im Jenseits wiederzusehen, auch ein Wachsen des Bewußtseins und ein Freiwerden vom Irdischen. Ich war indessen immer schwächer geworden, mein Atem ward schwer, der Pulsschlag schien fast aufzuhören. Mit vollem Bewußtsein durchlebte ich dann die letzte Phase. Dann schien es mir, als sei mein Geist befreit und stände neben meinem Körper Ich hörte, wie die Ärzte und Pflegerinnen meinen Tod konstatierten. „Alles ist vorüber er ist verschieden," sagten sie und schlossen mir die Augen . . . Als ich wieder zu mir kam, sah ich einen schwarzen Geistlichen, einen guten Freund von mir, mit Tränen in den Augen, an meinem Bettrand sitzen. Er war erstaunt, meine Vision war verschwunden Ich war über meine Rückkehr beinahe wenig erbaut. Dann fiel ich in einen tiefen Schlaf . . ."

* *
*

Der erste **biologische Kursus des Keplerbundes** hat vom 7.—12. Septbr in Godesberg programmäßig stattgefunden. Die Vorlesungen und Übungen, durch welche sich die **Lebensfrage** hindurchzog, hielten **Professor** Dr. **Dennert** und Dr. **Braß** Godesberg, sowie Dr. med. et phil. **Hauser**-Berlin. Es hatten sich nicht weniger als 140 Teilnehmer eingefunden, darunter der Einladung entsprechend ca. 120 Volksschullehrer. Das Interesse und die Stimmung der Teilnehmer zeigten, daß der Kursus ein sehr guter Wurf war. — — —

Bei Gelegenheit der schon gemeldeten **Generalversammlung des Keplerbundes** in Erfurt (8. und 9. Oktober) werden in wissenschaftlicher Sitzung reden: Prof. Dr. **von Nathusius**-Jena über „**Bastardbildung und ihre Bedeutung für**

ie Entwicklungslehre," Prof. Dr. Hartwig-Bamberg über „Veränderliche Sterne" sowie Dr. Braß-Godesberg über „Menschen- und Affenembryonen". In der großen öffentlichen Versammlung am Abend vorher spricht Prof. Dr. Dennert über „die Weltordnung". E. Dennert.



# Aus guten Büchern.

Wirf Gott von dir, und wenn er je in dir war, so sieh zu, er holt dich ein. Er hat gewaltige Füße, und der Atem geht ihm nicht aus.

* * *

Als ich zuerst Gott sah, war ich wohl vier Jahre alt. Er hatte die Decke unseres Schlafzimmers geteilt und beugte sich hernieder aus grau-gelben Wolken. Er hob die Hand ein wenig, als wollte er mich streicheln, jedenfalls mich behüten. Ein Schatten hob sich zugleich von mir; es war meine Mutter, die mich zur Gutenacht geküßt hatte ... So war es, als ich ihn zum erstenmal sah. Leise wurde es dunkler, aus den Winkeln quollen die Schatten herzu und legten sich über mich. Aber Gott verließ mich nicht. Seine Engel kamen, es war ein leises Schweben und Herantreten. Und ich war ganz in stiller Hut, ganz glückselig. Ich wußte, Gott hatte mich lieb.

* * *

... Ich war auf einmal ernüchtert, als ich das Ende sah, blieb stehen, fühlte mein Herz zum Halse klopfen. Dann ging ich nach, langsam, langsam. Und unter der Laterne stand ich still. In dem Gäßchen war nichts zu hören. Aber hinter verhängten Fenstern schien Licht. Da, ein paar Häuser weit ab, plötzlich gedämpftes Gelächter, Gekreisch. So, Timm, jetzt kannst du ein rechter Kerl werden.

Da klang ein Schritt weit hinter mir auf dem Pflaster. In dem Augenblick durchschoß mich der Gedanke an andere Menschen, anständige Menschen, meinen Vater, Pastor Segefeld, Pastor Hildebrand, Lehrer Rauch. Mit einem Ruck wandte ich mich um und ging zurück. Und als ich an dem Herrn vorbeiging, den ich nicht kannte, bemerkte ich seinen sonderbaren Blick und fühlte eine gewaltige Scham, daß er glauben könne, ich käme aus der dunklen Gasse. Und ich kannte ihn doch nicht.

Da war mir, als wäre Gott wirklich in all diesen Geboten und könne uns anblicken aus jedem Menschenauge. Das war mir nicht klar, aber ich empfand es.

* * *

Ich sagte es schon: keine Verbindung mit Gott hat mir dies Philosophieren gebracht. Aber weil es mir die Welt umschuf zu einem gewaltig Lebendigen, fühlte ich mir verwandt alles, was mich umgab. Nicht indem ich meinen Geist an das Tote verlor, sondern indem ich alles scheinbar Tote mit dem Leben meines Geistes vermählte.

Zu Gott führt keine Philosophie. Und daß er selbst zu mir kam, das lag noch in weiter Ferne.

* * *

... Am Abend aber, als ich mit Lili flüsternd in der Jasminlaube saß und der Mond wieder auf den schimmernden Grasflächen lag und wieder die Mücken ihr feines, fernes Geigenspiel erhoben, da rückte mir die Zukunft so nahe in die Seele, daß mir das Blut heiß in die Schläfe drang und ich aufstand.

„Komm, Liebste, es ist kühler draußen in den Zweigen."

Und wir gingen, sie mit dem Kopf an meiner Schulter, und es blieb ein halblautes Sprechen, ein noch glücklicheres Schweigen. Ja, alle Gespräche dieses Tages, wenn auch

ein Gedanke sie emporrief, waren vereinigt in dieser Stunde. Denn jede Lebenssteigerung, und sei es der Kampf um die jenseitigsten Güter, und sei es ein Sieg über das verworrenste Aktenheft, mündeten mir damals in Lili. Es war in jener Zeit, als brauche ich kein anderes Ziel für mein Leben.

* * *

Geht zur Arbeit und geht zum Spiel und geht zum Tanz und geht zur Ruhe. Denn so ist es Brauch bei den Menschen. Haltet euch an das, was Brauch ist bei den Menschen. Brennt euch die Augen nicht aus.

Es könnte einmal das Suchen in euch so laut werden, daß es als Frage euch auf die Lippen tritt. Und das mögen die Leute nicht.

Sie fragen wohl alle. Aber man soll es nicht merken.

Stille! Was habt ihr zu suchen? ...

Und sie suchen alle Gott ...

Ich selbst suchte ihn mit Darben.

Aber ich tat, als habe ich gefunden. Ich ging lachend und aufgeräumt umher, schüttelte die Hände und war lebhaft in der Unterhaltung, wenn es in mir weinte. Aber über das leise Schluchzen in meiner Seele hob mich dröhnend ihr Beifallsgetöse. Darum war es mir lieb ... Wenn ich unter ihnen stand und auf sie einsprach, dann waren die tausend Augen, die sich auf mich hefteten, tausend Anker, mit denen sie sich halten wollten vor der rollenden Woge. Und darum stand ich fest. Ich fühlte meine Mission, festzustehen. Fest auf Moorgrund.

* * *

... Und mit einem großen weiten Blick sah ich über die Straße, die aus meiner Vergangenheit heranführte. Dunkel zu beiden Seiten, nur die Straße leuchtete gell daraus hervor, und überall ging Timm. Ging als wandelnde Lüge ...

... O Herrgott, erlöse mich von Timm.

Ja, so hätte ich wohl beten können. Man sollte meinen, es wäre das Nächstliegende gewesen. Aber ich betete nicht so.

Ich betete: „O Herrgott, Timm geht aus den Fugen. Rette den armen, gequälten Timm."

* * *

Nach Jahren habe ich mich gefragt: warum bin ich gewiß, daß es Gott war, den ich in jener Stunde erlebt habe? Es waren doch Vorstellungen in meinem Gehirn.

Und meine Seele hat ohne Zaudern die Antwort gegeben: weil es die Urkraft des Lebens war, die dort erschien. Die Kraft, die dein Leben hervorgebracht hat und mein und alles Leben und die es erhält und trägt und ohne die nichts ist, was ist, und der nichts entrinnen kann, weil alles von ihr lebt. Und diese Kraft heißt Wahrheit und Gesetz und Liebe.

Sie heißt Wahrheit. Bewußte Wahrheit. Die das Wesen der Dinge ausmacht und ist und ihnen zusieht und sie denkt. Als stiller Zuschauer ist sie von Anfang an unter all meinen Taten einhergegangen, hat unverwandt die Lüge gesehen, da ich in innerer Unwahrhaftigkeit lebte, und mich als Lügner gezeichnet.

... Und Gott ist das Gesetz. Denn durch das Gesetz wird alles Leben geboren und getragen und erhalten, und wer wider das Gesetz streitet, der scheidet aus dem Reich des Lebens. Wer aber das Gesetz aufnimmt in den eigenen Willen, der gibt seinem Rücken das Mark.

... Gott ist Liebe ... Das war das Rettende und Erlösende, daß in dem Augenblick, wo nach Gottes ewigen Gesetzen durch seine Stürme von außen mein Strohgehäuse zerbarst, daß da von innen ein anderes Leben hervorbrach, sein eigenes, und ihn umfin

nd ergriff und mit ihm fuhr zu anderen Welten, Göttliches zu Gott, Wahrheit zur Wahrheit, Gesetz zum Gesetz, Liebe zur Liebe.

Und wenn ich es damals nicht deutlich schaute und in Worte nicht fassen konnte, h fühlte es so tief, daß ich weinend mich niederwerfen mochte, um Gott zu danken, daß r sich aufgerichtet hatte in meinem Innern, um mich selbst zu zerbrechen.

* * *

... Die Frommen erleben das wohl nie, wohl nur die Sünder ...

Aus „Gottes Heimkehr", von Richard Kabisch (vergl. die Besprechung unten).




## 1. Zeitschriften.

Kirchliche Zeitschrift der Iowasynode zeigt durch den Artikel von P. A. Meyer, „Moderne Theologie des alten Glaubens und modern-positive Theologie," daß die neueste Entwicklung der positiven Theologie in Deutschland erfreulicherweise ihre Kreise schon jenseits des Ozeans zieht, wenngleich bei der Neuheit und in gewissem Sinne Uneinheitlichkeit der Problemstellung einerseits und andererseits bei dem ausgesprochenen Konservativismus der amerikanischen Theologie eine volle Zustimmung und vor allem Mitarbeit sich noch nicht erwarten läßt.

Der Türmer, Aprilheft. Dagobert v. Gerhardt-Amyntor, „Mein religiöses Kredo" lautet nach Inhalt und Ton nicht sympathisch und erscheint einseitig und wenig tief. „Der Mensch des 20. Jahrhunderts, dessen Weltanschauung sich nicht mehr in Widerspruch mit naturwissenschaftlichen Tatsachen zu setzen vermag (wieder einmal die Verquickung von Weltbild und Weltanschauung!) bedarf keiner Prophezeiungen und keiner Offenbarungen mehr. Der Glaube an Menschen, die befähigt sein sollen, ganz bestimmte Ereignisse in der Zukunft vorauszusehen (eine völlig verkehrte Definition des alttestamentlichen Prophetentums!), erscheint ihm als Aberglaube." „Jeder, dem Gott die Gnadengabe logischer Denkfähigkeit gegeben hat, hat sich seinen Glauben selbst zurechtzuzimmern." (Seit wann baut sich ein „Glaube" auf Logik auf?) — Derselbe Verf. gibt im Juliheft „Der gebildete Laie und die Naturphilosophie" im Anschluß an den Aufsatz von Dr. W. Stekel, „Die Naturphilosophie der Gegenwart" („Nord und Süd," Juni 1906) eine gedrängte Übersicht über die Hauptansichten der bedeutenderen heutigen Naturphilosophen: Ostwald, Mach, Reinke, Kassowitz, E. v. Hartmann, Verworn, Roux, Rhumbler, Beneditt. Interessant ist die Wiedergabe eines Ausspruches E. v. Hartmanns über Haeckel; er nannte ihn nämlich gelegentlich auf Grund seines „sogenannten" Monismus einen „metaphysischen Dualisten und ontologischen Pluralisten". — Reinke selbst bietet im Maiheft eine eingehende Würdigung Robert Mayers, den er als den größten Naturforscher Deutschlands im 20. Jahrhundert bezeichnet. Bei Besprechung von dessen nunmehr zweifellos feststehender Priorität als Entdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft — Reinke setzt überall statt „Kraft" „Energie" ein — fällt ein Schlaglicht auf das merkwürdige, mindestens als unvornehm zu bezeichnende Verhalten von Helmholtz den Veröffentlichungen Robert Mayers gegenüber.

Reinke schließt: „Das Gebäude der heutigen Energetik ruht auf den von Mayer gelegten Fundamenten. Die Sätze seiner Abhandlungen klingen, als seien sie einem ganz modernen energetischen Aufsatze entnommen; ein Prüfstein ihres unvergänglichen Wertes. Mit Wehmut aber malt der Geschichtsschreiber das helle Licht seines Ruhmes auf den trüben Untergrund der Lebensschicksale des großen Mannes."

In der internationalen Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde „Anthropos" (Mödling b. Wien) scheint mir ein Teil der Forderung Prof. Lütgerts nach exakter Erforschung der lebenden Religionen (vergl. unser Juliheft unter Zeitschriften) bereits in Angriff genommen zu sein. Anthropos wird unter Mitarbeit zahlreicher Missionare herausgegeben von P. W. Schmidt. S. V. D., und zwar im Auftrage der Österreichischen Leo-Gesellschaft und mit Unterstützung der Deutschen Görresgesellschaft. Als internationale Zeitschrift bringt sie Abhandlungen in deutscher, englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache. Es wird hier emsige und gründliche wissenschaftliche Arbeit geleistet, die umso mehr anzuerkennen ist, als sie in der Stille geschieht und die große Masse achtlos an ihr vorübergeht. Wenn die Periode geräuschvoller Popularisierung aller Art Wissenschaft überwunden sein wird, wird auch solche gediegene Arbeit mehr zu ihrem Recht kommen. — Zahlreiches photographisches Material und für das sprachliche Gebiet gewissenhafte Interlinearübersetzungen erhöhen die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Gebotenen. Jedes Heft umfaßt ca. 200 Seiten. In Heft 2 und 3 des 3. Jahrgangs 1908 macht P. W. Schmidt (Les origines de l'idée de Dieu dans les systèmes modernes de l'histoire comparée des religions. Etude historico-critique et positive), gestützt auf das bisher vorliegende ethnographische Material, den Versuch, dem Ursprung der Gottesidee nachzugehen. Eine längere kritische Einleitung beleuchtet die zahlreichen, bisher aufgestellten Theorien, die z. T. wenig Fühlung mit dem wirklichen Sachverhalt haben; es müssen eben die Religionen der Naturvölker an der Quelle studiert werden. Der Verfasser kommt bemerkenswerterweise zu dem Ergebnis, daß die religiösen Begriffe — er versteht unter Religion Erkenntnis eines oder mehrerer persönlicher Wesen, die sich über irdische und zeitliche Verhältnisse erheben und von denen man sich abhängig fühlt — in keinem Falle die Geisteskräfte der Naturvölker übersteigen. Bei seiner Definition von Religion ist es naheliegend, daß der Verf. sich der am Animismus orientierten Evolutionstheorie von Tylor, Wundt u. a. anschließt; er stellt sich dazu nur insofern in einen — allerdings bedeutsamen — Gegensatz, als er glaubt annehmen zu können, daß die ersten monotheistischen Vorstellungen, wenn auch in einfachstem Bau, ohne Schwierigkeit zu Anfang einer intellektuellen Evolution, nicht erst im Verfolg derselben entstanden seien; Monotheismus kennen demnach auch Naturvölker, bei denen von irgend welcher höheren Kultur nicht die Rede sein kann. — Der Aufsatz, der noch nicht abgeschlossen ist, kann dringend der Beachtung empfohlen werden. Er ist ins Französische wohl aus dem Englischen übersetzt durch P. J. Pietsch. C. M.

## 2. Bücher.

Farrow, D. F. W., Skt. Paulus, sein Leben und sein Werk. Deutsch von D. E. Rupprecht und O. Brandner. 3 Bde. Frankfurt a. M., Brandner 1906—1908. 12 Mk. — Die Absicht des Werkes geht dahin, gebildeten Lesern die Schriften des Paulus wertvoller zu machen, als es selbst eingehendes Lesen und Hören der Briefe vermag. Darum vermeidet der Verfasser bloße Wissenschaftlichkeit ebenso wie bloße Erbaulichkeit, führt vielmehr in lebendiger Form und mit Heranziehung vieler zeitgeschichtlichen Momente, die des Paulus Worte illustrieren, das Leben des gewaltigen Apostels und seiner Gemeinden so vor Augen, daß man mitten darin zu stehen meint. Auch der Mann der Wissenschaft wird vieles Interessante in Beobachtungen und Vergleichen finden, mag er im einzelnen auch häufig anders denken. Die sehr zahlreichen Bilder erhöhen den Wert des Werkes, das nur reichlich breit angelegt ist. Z.

Zahn, Detlev, Der Weg zur Wahrheit. Für Katecheten und Lehrer an höheren und niederen Schulen. Mit Geleitswort von D. Theodor Zahn. 2. Aufl. der christlichen Heilslehre. Leipzig, Deichert 1907. 8 Mk. VIII u. 632 S. — Ein ganz eigenartiger Versuch, die gesamte Glaubenslehre für den Schulunterricht systematisch darzubieten. Der Verf., ein Bruder des Erlanger Theologen, gibt in klarem Aufbau weit mehr, als die Schule vom fertigen Schüler verlangt, ein Buch für die Hand des Lehrers, der nicht mit knapper Vorbereitung aus kompendienhaften Büchern zufrieden ist. Als Leser denkt er sich die Seminarien und die Anstalten für innere und äußere Mission. Der zielbewußte Gang Gottes durch die Heilsgeschichte ist ihm Prinzip; er ist ein Schüler Hofmanns. Durchsichtigkeit, ausführlicher biblischer Nachweis, Originalität vieler Gedanken und tiefe religiöse Wärme zeichnen das Buch aus. Z.

Denkschrift des XV. Deutschen Evangelischen Schulkongresses zu Ansbach den 20. bis 23. Mai 1907. Berlin C. 19, Fr. Zillessen. 193 S. 2,50 Mk. — Der Deutsche Evangelische Schulkongreß, welcher im Jahre 1907 das 25jährige Jubiläum seines Bestehens feiern konnte, verfolgte die Aufgabe, gegen die christentumsfeindlichen Bestrebungen unserer Zeit der Schule das lautere Evangelium zu erhalten, die konfessionelle Erziehung der Jugend zu behaupten. Diesen Gedanken behandeln denn auch alle die trefflichen Ansprachen der Denkschrift. Sa.

F. Zippel, Pastor. Mehr Bibelstunden! Leipzig, G. Strübigs Verlag, 1908. VII u. 94 S. — Die vorliegende Abhandlung bezweckt dazu Anregung zu geben, daß unser Volk mehr als bisher in die Bibel eingeführt wird. Verfasser zeigt Gründe, Mittel und Wege, warum und wie dies geschehen soll. Das letzte Kapitel, welches allerlei nicht korrekte Pastoren schildert, hätte fortbleiben können. Sa.

Fr. Schwencker, Pastor, Bilder zu den Episteln des Kirchenjahres. Aussprüche und Beispiele als Handreichung für Geistliche. Leipzig, G. Strübigs Verlag, 1908. 8 Lief. je 50 Pfg. — Das vorliegende Werk bietet mit seinem reichhaltigen Material den Geistlichen eine willkommene Handreichung.

Richard Kabisch, Gottes Heimkehr, die Geschichte eines Glaubens. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1907. 412 S. Kart. 3,80 Mk., geb. 4,80 Mk. — Um einen vollen Eindruck von diesem großen und starken, in einzelnen Teilen geradezu wundervollen Buch zu geben, drucken wir oben (S. 393) unter der Rubrik „Aus guten Büchern" einige Stellen ab, die hoffentlich durch ihre Auswahl einen gewissen Einblick in diese Geschichte eines Glaubens gewähren. C. M.

J. Curare, Gedanken über den Inhalt und Bedeutung der Wassertaufe, der Gemeinde (dem Leibe) Christi zur Erwägung dargeboten. Berlin W. 30, Hermann Walther. 104 S. 1 Mk. — Dem Verf. werden nur wenige in der Art seiner Schriftuntersuchung und in deren Ergebnisse zu folgen vermögen. C. M.

Die deutsche ev. Gemeinde in Rom, zur Aufklärung und Abwehr. Berlin, Wiegandt & Grieben. 64 S. 80 Pfg. — Die Schrift ist ein Abdruck der Verhandlungen der preuß. Generalsynode v. 12. Dez. 1907.

W. E. H. Lecky, Charakter und Erfolg, aus „The Map of Life" übersetzt von A. Barnewitz. Berlin, Karl Curtius, 1907. 76 S. — Gut in Inhalt und Ausstattung. Die Übersetzung ist im allgemeinen fließend.

Skovgard-Petersen, Ein Blick in die Tiefe der Liebe Gottes. Aus dem Dänischen übersetzt von H. Gottsched. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1908. 95 S. 1 Mk., geb. 1,50 Mk. — Ein wirkliches Erbauungsbuch.

M. Maeterlinck, Die Intelligenz der Blumen. Jena, E. Diederichs, 1907. 197 S. — Aus diesen Aufsätzen kann man Maeterlincks Eigenart gut kennen lernen. Man muß seine Schreibweise bewundern und wird sich von ihr angezogen fühlen, auch wo der Inhalt abstößt. Das ist freilich oft der Fall, vor allem, wenn er zeigt, daß ihm für Religion jedes Verständnis fehlt, und wenn er in höchster Kritiklosigkeit die Pflanzen nicht nur für beseelt erklärt, dazu hat er gutes Recht, sondern ihnen sogar

Geist und Verstand zuschreibt. Ein Forscher kann darüber nur lächeln. Allein es is sehr bezeichnend: wenn man den über der Natur waltenden Geist leugnet, dann muß ma eben die Natur vermenschlichen. Dt.

Richard Wagner in seinen Briefen. Herausg. von E. Kloß. Stuttgar Greiner & Pfeiffer. 144 S., geb. 2,50 Mk. — Ein neuer prächtiger Band aus de Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit", den wir lebhaft empfehlen. Wi plastisch tritt aus ihm die Gestalt des großen Künstlers uns entgegen! Dt.

H. Lhotzky, Dr. phil., Die Seele deines Kindes. 21.—30. Tausend Düsseldorf, K. R. Langewiesche, 1908. 270 S., 1,80 Mk. — Das ist ein gutes und ernste Buch, das sich an die Eltern richtet und ihnen helfen will, die Seele ihres Kindes richti zu behandeln. Möge es noch viele finden, zu denen es spricht; es gehört zu dem beste was L. geschrieben. Dt.

E. König, Prof. Dr., Geschichte des Reiches Gottes bis auf Jesu Christus. Braunschweig, H. Wollermann, 1908. 330 S. — Ein Band des Grundrisse der Theologie. — Eine kurze und doch inhaltsreiche Geschichte der vorchristlichen Zeit i ihren Beziehungen zum „Reich Gottes". Bei aller Allgemeinverständlichkeit ist sie doc wissenschaftlich und quellenmäßig und zeugt von der tiefen Gelehrsamkeit des Verfasser Das Buch wird daher auch Laien sehr wertvoll werden. Dt.

O. D. Chwolson, Prof. Dr., Hegel, Haeckel, Kossuth und das zwölft Gebot. 2. Aufl. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn, 1908. 90 S., 1,60 Mk. — E ist sehr erfreulich, daß Chwolsons berühmt gewordene, für Haeckel so vernichtende Schri schon eine neue Auflage erfuhr, mögen andere noch schneller folgen.

E. Kühn, D. theol., Joh. Georg Hamann, der Magus des Nordens. M 2 Bildern. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1908. 112 S., 1,60 Mk. — Eine Auswahl de Schriften Hamanns, sehr verdienstvoll, da sie den großen Mann unserer Zeit wiede nahe bringt.

Sir Oliver Lodge, Leben und Materie. Berlin, K. Curtius, 1908. 150 S — Eine vorzügliche Kritik von Haeckels Welträtsel von dem großen englischen Physike Sie ist in England schon vor einigen Jahren erschienen, und es ist lebhaft zu begrüße daß sie nun endlich auch eine deutsche Übersetzung erfuhr. Das Buch gibt aber au mehr als jene Kritik, nämlich in und mit ihr den Nachweis, daß das Energiegesetz se wohl eine Leitung zuläßt und sodann, daß sich im „Leben" eine solche neben dem chemisc physikalischen Geschehen offenbart. Dt.

H. G. Opitz, Auf dem Wege zum Gott. Eine Studie, nebst Anhang Gibt's eine Philosophie. Charlottenburg, O. Günther, 1907. 116 S. — Der Verf. wi nichts Geringeres als die Philosophie zur Wissenschaft erheben, was sie bisher noch nic ist, indem er ihr ein ihr eigenes Gebiet zuerteilt und ihre Allgemeingültigkeit nachweis jenes ist die innere Erscheinung unseres Ich als solches und im Verhältnis zur We Er zeigt dann, daß die metaphysische und spekulative Behandlung unfruchtbar, daß vie mehr die teleologische die einzige anwendbare ist. Auf diesem Wege sucht der Ve dann zu Gott zu führen. — Der Leser wird das Buch nach alledem zunächst mit einige Bedenken vornehmen; denn es verspricht vielleicht zu viel. Aber ich muß bekennen, da es mich außerordentlich gefesselt und in vielen Teilen befriedigt hat. Es verbreitet in de Tat auf viele Gebiete ein sehr erfreuliches Licht und der Verf. verdient deshalb durc aus, von den Philosophen gehört und beachtet zu werden. Dt.

A. Braß, Dr., Mensch und Tier. Heft 6 von „Für Gottes Wort un Luthers Lehr!" Biblische Volksbücher. Herausg. von Lic. Dr. Rump. Gütersloh, Bertelsmann, 1908. 80 S., 60 Pfg. — Der Verf. weist klar und wahr nach, daß Mens und Tier wesentlich, nicht nur dem Grade nach, verschieden sind, weil der Mensch Gei ist. Das Heft enthält eine Fülle von wertvollen Gedanken und Anregungen, wie au von treffenden Bemerkungen gegen Haeckel. Wir empfehlen es angelegentlichst. Dt.

Svante Arrhenius, Das Werden der Welten; neue Folge: Die Vor-
llung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten. Leipzig, Akad. Verlagsg.
b. H., 1908. — Dies Buch folgt dem ersten Teil rasch nach, offenbar eine Frucht derselben
udien; und vielleicht noch wertvoller als jenes. Der Verfasser zeigt, wie sich der Mensch
den verschiedenen Völkern die Entstehung der Welt dachte, und er folgt mit seinem
stlerischen Verständnis dieser Sagen, wo Mythus und Naturerkenntnis sich verbinden.
zeigt dann ferner, wie, getrieben durch die praktischen Bedürfnisse, der Mensch begann,
auf der Erde, dann im Sonnensystem und dieses im Weltall zu orientieren. In den
ten 50 Jahren ist dann unter dem Einfluß der physikalischen Erkenntnis und der Ver-
serung unserer Beobachtungsmethoden das Problem von den verschiedensten Seiten
gefaßt worden, und der Begriff der Energie und der Endlichkeit oder Unendlichkeit
elen ihre Rolle. Zur Zeit wird die Aussicht auf eine endgültige Lösung kaum größer;
ößer wird nur die Zahl der ungelösten Rätsel. Es ist ein überaus großer Genuß,
sen Ausführungen folgen zu können und zu sehen, welche Wege und auch Irrwege die
issenschaft oft gegangen ist. (Vergl. den Aufsatz in diesem Heft.) Rm.

A. Ladenburg, Naturwissenschaftliche Vorträge in gemeinverständlicher
rstellung. Leipzig, Akad. Verlagsg. m. b. H., 1908. — Der vielbesprochene Vortrag des
rfassers auf der Naturforscherversammlung 1903 in Kassel, gegen den Heft III der
mmlung „Christentum und Zeitgeist" von D. L. Weis gerichtet war, erscheint hier in
er Sammlung sehr guter Vorträge, die verschiedene interessante Dinge besprechen.
ner Vortrag ist mit einem Epilog versehen, in dem L. sich mit seinen Gegnern aus-
anderſetzt. Es ist nicht ohne Wert, zu sehen, wie ein anerkannter Forscher über
nche Probleme denkt, die allgemein menschlichen Inhalts sind, und das verleiht dem
ch einen gewissen eigenartigen Reiz; wenn sich L. auch in jenem Vortrag und in
nem Epilog nicht als tiefer Denker erweist. Rm.

E. Naumann, Prof. Dr., Einführung in die Ästhetik der Gegen-
rt. Leipzig, Quelle & Mayer in „Wissenschaft und Bildung", 1908. Gebd. 1,25 Mk.
Erst die letzten Abschnitte bringen die Ausführungen, die wohl die meisten Leser als
uptinhalt des ganzen Büchleins erwarten: die ästhetische Betrachtung der Kunst und
ästhetische Kultur. Aber darin scheint mir der Vorzug des vorliegenden vor den
isten modernen Büchern mit ähnlichem Thema zu liegen. Durch den geschichtlichen
terbau und den feinen systematischen Aufbau rückt er seine eigenen Gedanken über die
thetik aus dem Gebiet des rein Subjektiven in Auffassung und Urteil heraus und gibt
e vorzügliche „Einführung". Z.

Erwin Gros, Auf der Dorfkanzel. 1. Bd., 3. Aufl. Berlin, Deutscher
rlag. Mit Bild des Verfassers. 2 Mk., geb. 3 Mk. — Man kann nicht sagen, daß
diesen religiösen Betrachtungen der Gedanke des gewählten Textes immer zum richtigen
sdruck kommt oder gar erschöpft werde. Aber trotzdem sind sie wertvoll durch ihre
ische und Natürlichkeit. Im Unterschied von Frenssens Dorfpredigten passen sie wirk-
für Bauern, und weil sie das tun, erbaut und freut sich auch der Städter daran.
zelne der Betrachtungen sind wirkliche Kabinettstücke. Z.

Ernst Kühl, Prof. D., Erläuterung der paulinischen Briefe, unter
eibehaltung der Briefform. 1. Bd.: Die älteren Briefe des Paulus. Gr.-
hterfelde-Berlin, Runge, 1907. 6 Mk. — Unter den vielen Versuchen, die Bibel
eder zu einem Lesebuch zu machen, ist der vorliegende Band besonders nennenswert.
ie viele scheitern an der schwierigen Satzbildung und dem oft nicht sofort durchsichtigen
ng der neutestamentlichen Schriften! Kühl bietet in einfacher Sprache eine feinsinnige
schreibung der paulinischen Briefe, die ihren Inhalt sehr viel verständlicher macht und
shalb umso mehr zu empfehlen ist, weil dem Sachverständigen, dem Theologen zwischen
Zeilen ein gründliches Forschen entgegentritt. Des Verfassers Feder entstammen
hrere tüchtige Kommentare, als deren Niederschlag das Buch gelten darf. Jeder
belleser wird aus ihm reiche Belehrung schöpfen. Z.

G. Heinrici, Prof. D., Der literarische Charakter der neutesta mentlichen Schriften. Leipzig, Dürr, 1908. 2,40 Mk., geb. 3 Mk. — Die Eigen art des neutestamentlichen Schrifttums gegenüber der profanen Schriftstellerei setzt d Verf. trefflich ins Licht. Ästhetisch gewertet, weisen gerade die schönsten Gleichnisse, d treffendsten Worte Jesu Mängel auf, die dem prüfenden Auge nicht entgehen könne Religiös betrachtet, gewinnen sie ihre bleibende unvergleichliche Kraft. Durch seine g schichtliche Orientierung greift das Buch mitten hinein in die gegenwärtigen religiös geschichtlichen Fragen und weist nach, daß das Christentum kein Sammelsurium religiös Ideen ist, sondern sich fest an die Person Jesu in ihrer Eigenart anschließt. Z.

Ohly-Rathmanns Pfarr-Bibliothek, Bd. 4 u. 5: Konfirmations reden. 3. Aufl. Leipzig, Strübig, 1907. Jeder Band 1,50 Mk., geb. 1,75 Mk. - Die Reden unserer besten Prediger sind vielgelesen und empfehlen sich selbst durch Name wie D. Krummacher, Stöcker, Gerok, Nebe, Rietschel, Quandt, D. Braun u. a.

Raoul Richter, a. o. Prof. a. d. Univ. Leipzig, Einführung in die Philo sophie. — Jonas Cohn, a. o. Prof. a. d. Univ. Freiburg, Führende Denker, g schichtliche Einleitung in die Philosophie. Mit 6 Bildnissen. — Hans Richert, Obe lehrer, Philosophie, Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Problem (Nr. 155, 176, 186 der bekannten Sammlung Aus Natur und Geisteswelt, Leipzi B. G. Teubner, geh. je 1 Mk., in Leinw. geb. je 1,25 Mk.) — Diese 3 philosophische Bändchen der durchweg guten Teubnerschen Sammlung sind aus volkstümlichen Vortrags kursen entstanden und daher gemeinverständlich gehalten. Am wenigsten an philosophische Vorbildung setzt Cohn voraus, indem er das Wollen und die gelebte Weltanschauun des Sokrates und Plato, Descartes und Spinoza, Kant und Fichte so darzustellen such daß die großen Richtlinien der Philosophie sich daraus ergeben. — Richert unterricht gut und redet klar über die Hauptprobleme und ihre historische Lösung in den verschi denen Schulen und führt so auch ausreichend in die Terminologie ein. Ein kleines R gister erhöht die Brauchbarkeit. — R. Richter dagegen sieht von der Philosophie gar ab und will selbständig eine Entwicklung der Grundprobleme geben, des Erkenntnis-, de Wirklichkeits- und des Wertproblems. So hat seine Einführung vergleichsweise a meisten persönliche Färbung, zieht an, reizt aber auch zum Widerspruch. — Empfehle möchte ich vor allem das Richtersche Bändchen; es bietet dem, der sich in der Philo sophie kurz orientieren will, tatsächlich eine in ihrer Knappheit vorzügliche Einführung und ich empfehle es um so lieber, da der Verf. kräftig gegen den Materialismus Stellun nimmt und für den Dualismus, „gegen den nicht wie gegen den Materialismus entsche dende Gründe aus der Erfahrung ins Feld geführt werden können". C. M.

P. Rosegger, Die Försterbuben. Roman aus den steirischen Alpen. Leipzig L. Staackmann, 1908. 356 S. — Rosegger zu empfehlen ist unnötig, so weisen wir den auch nur seine Freunde und Verehrer auf dieses neue Werk hin.

---

Eine Bibliothek für Vielbeschäftigte könnte man die neue Sammlun von Auswahlbänden nennen, die der Verlag von Robert Lutz in Stuttgart unter de Sammeltitel: Aus der Gedankenwelt großer Geister herausgibt. Diese Auswahl Bibliothek soll dem beruflich so sehr angestrengten modernen Menschen eine charak teristische Auswahl aus den Werken der Großen aller Zeiten bringen. Eine Wohl tat für den gehasteten Menschen von heute, der keine Zeit mehr findet, sich der Lektür bändereicher Werke zu widmen, aber doch das Bedürfnis fühlt, sich mit den unvergäng lichen Werken der Größten der Vergangenheit bekannt zu machen. Das Unternehme empfehlen wir dem Interesse unserer Leser, indem wir sie auf den inliegenden Prospek verweisen.

---